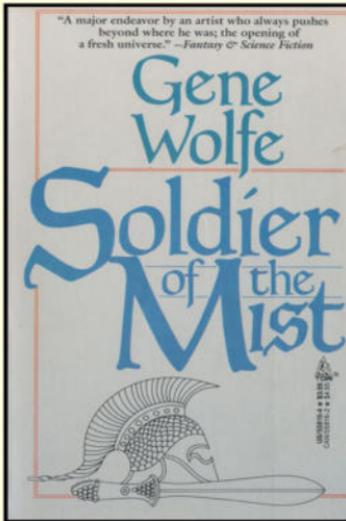
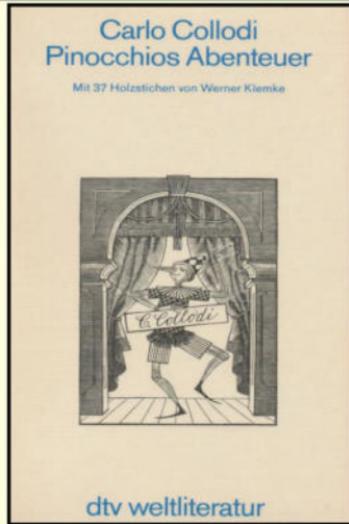
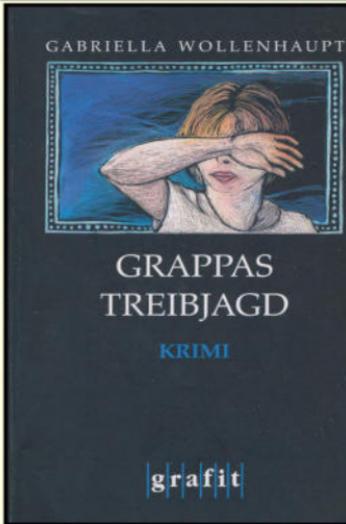


edfc



Fantasia | 159e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1159e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 47. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2024 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2024-09

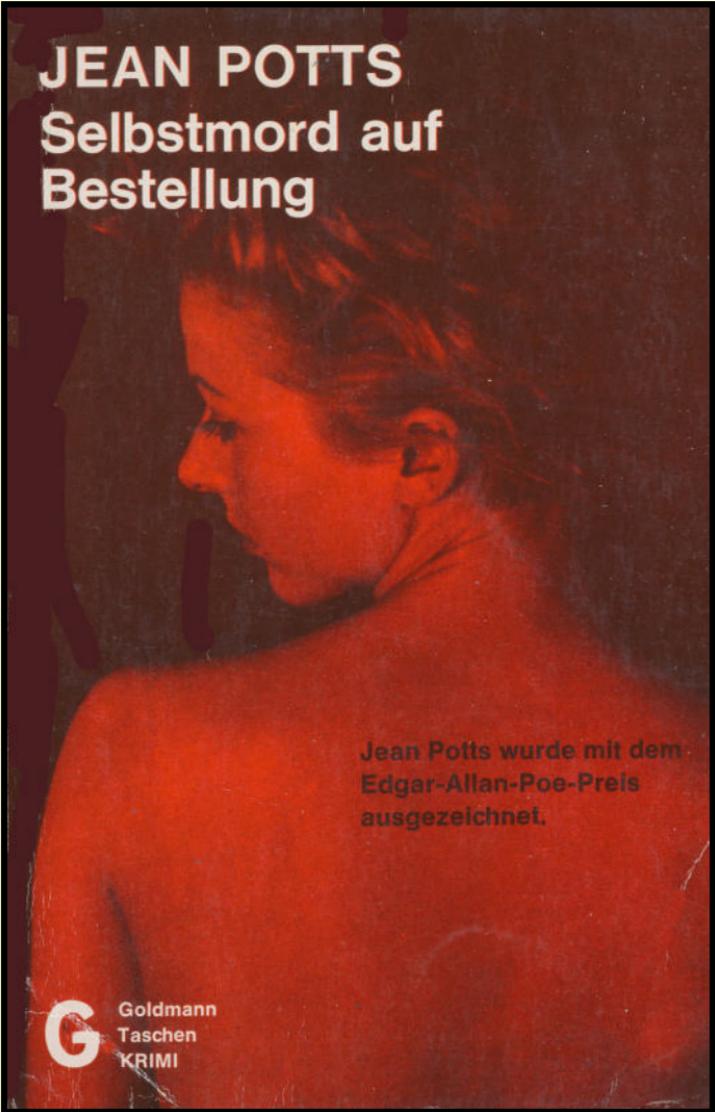
AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1159e – Magazin für Phantastik



edfc



JEAN POTTS
Selbstmord auf
Bestellung

Jean Potts wurde mit dem
Edgar-Allan-Poe-Preis
ausgezeichnet.

G Goldmann
Taschen
KRIMI

Jean Potts (1910–1999)

Selbstmord auf Bestellung

(Lightning Strikes Twice, 1958)

Goldmann 04 006 (TB 156 S./DM 2,50)

München 1970

**Aus dem Amerikanischen von Mechtild
Sandberg**

Genre: Kriminaldrama

Evan kam ohne Umschweife zum Thema.

„Also, was ist mit Onkel Win?“

Es mußte wirklich schlimm sein. Mama versuchte immer noch auszuweichen.

„Er war sehr krank, aber Doktor Morrison sagt -“

„Ich weiß, daß er sehr krank war. Ich möchte wissen, was ihm eigentlich fehlt.“

„Ja“, sagte Mama. Das Rasseln ihres Fächers brach ab. „Evan – Win wollte Selbstmord begehen.“

„Was?“ Er versuchte sich zu erinnern, was er erwartet oder befürchtet hatte. Einen Schlaganfall, eine unheilbare Krankheit. Etwas Natürliches. Etwas

Glaubhaftes. „Onkel Win hat einen Selbstmordversuch gemacht? Das kann ich nicht glauben!“

„Ich konnte es zuerst auch nicht glauben. Aber es bleibt einem nichts anderes übrig, als es zu glauben, wenn er – wenn er selbst es sagt. Und er hat es gesagt. Er hat gesagt, er will sich gar nicht erholen. Er will sterben.“ (S. 14)

Evan Hoyt kommt nach längerer Abwesenheit wieder heim zu seiner Familie, den begüterten und angesehenen Hoyts und Coveys in Fontabelle, Illinois. Dort erfährt er von seiner Mutter Marianne Hoyt, dass sein Onkel Winthrop Covey einen Selbstmordversuch unternommen hat: Er hat versucht, sich mit einem Jagdmesser zu erstechen, hat aber das Herz verfehlt und ist wieder auf dem Weg der Besserung.

Harriet, die freche Tochter von Winthrop und seiner jungen, gesellschaftlich unpassenden zweiten Frau Pearl, ist jedoch anderer Meinung. Evan hört sich Harriet ungeduldig an.

„Dann komm endlich zur Sache. Ich bin nämlich müde.“ Er machte Anstalten, sich niederzulegen.

„Warte! Ich meine – er hat keinen Selbstmordversuch gemacht.“

Er versuchte, ihr Gesicht zu sehen. Bleich und verschwommen schimmerte es durch das Gitter. Wenn ihm nur etwas einfallen würde, was er darauf sagen konnte!

„Aber er hat es doch selbst gesagt, Harriet“, flüsterte er schließlich so behutsam wie möglich. „Er hat selbst zugegeben, daß es kein Unfall war.“

„Natürlich war es kein Unfall“, zischte sie. „So was Dummes! Unfall, von wegen! Jemand wollte ihn ermorden! Mir ist es egal, was die anderen sagen. Jemand wollte ihn umbringen.“ (S. 19)

Harriet glaubt, dass jemand aus der Familie ihren Vater ermorden wollte. Dieser streitet das energisch ab und ist zuversichtlich, dass der Blitz niemals an der gleichen Stelle zum zweiten Mal einschlägt, wie er sich ausdrückt. Leider hat er sich getäuscht, so dass Evan und Harriet nach seinem Tod he-

rausfinden wollen, von wem er ermordet wurde.

Selbstmord auf Bestellung ist halb Kriminalroman und halb Familiendrama.

George H. Coxe

**Hochzeit
im Hause
Canning**

G Goldmanns
Taschen-
KRIMI

***Coxe, George H.: Hochzeit im Hause
Canning**

**George H. Coxe [George Harmon Coxe,
1901–1984]**

***Kent Murdock 14: Hochzeit im Hause
Canning***

(The Crimson Clue, 1952)

Goldmann 01 154 (TB 188 S./DM 2,20)

München 1962

**Aus dem Amerikanischen von Hella von
Spies**

Genre: Krimi

Die Beleuchtung war ziemlich schlecht, doch er konnte erkennen, daß der Mann mager und dunkelhaarig war, daß er einen dunklen Anzug trug und in sitzender Haltung, den Kopf auf der Brust, an der Wand lehnte.

Murdock lachte halblaut vor sich hin. Er trat einen Schritt zurück, hob seine Graphic und stellte sorgfältig Entfernung und Blende ein. Das war ja wirklich ein wunderbarer Platz, um einen Betrunkenen bis zum Ende der Feier zu verstecken! Er malte sich mit großem

Vergnügen aus, welches Gesicht Pat machen würde, wenn er ihr zum Spaß dieses Foto in eins ihrer Alben schmuggelte.

Diese Überlegung beschäftigte ihn noch, als das Blitzlicht aufflammte und das Bild auf den Film gebannt wurde. Im nächsten Augenblick wich sie einer Anwendung von Zweifel und Ungewißheit. Denn in dem hellen Licht hatte Murdock Dinge bemerkt, die ihm vorher nicht aufgefallen waren.

Das erste war das sportliche Fischgrätenmuster des Anzugs, das Murdock verriet, daß es sich bei dem Mann nicht um einen Gast handeln konnte. Der zweite, viel erschreckendere Umstand war die eigentümlich bleiche Farbe, die Gesicht und Hals des Fremden überzog. Murdock glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Rasch trat er in die Kammer und knipste mit Hilfe der baumelnden Schnur die Glühbirne an der Decke an.

Er kniete neben dem Mann nieder und rüttelte ihn an der Schulter. Er berührte das Gesicht des Sitzenden, legte dann,

während ihn eine eisige Spannung ergriff, die Hand unter das spitze Kinn und hob den Kopf des Fremden hoch. Nun wußte Murdock plötzlich, daß ihn jene eigentümliche Blässe nicht getäuscht hatte. Und als er schließlich die schwachen Druckstellen an der Kehle bemerkte, kannte er auch die Ursache. (S. 26)

In Boston findet eine Hochzeitsfeier für Patricia Canning und Roger Armington statt, die beide zur besseren Gesellschaft gehören. Patricia hat Kent Murdock, den Chefbildreporter der Zeitung „Courier“, gebeten, nebenberuflich als Photograph auf der Feier tätig zu werden.

Wie es das Unglück will, findet Kent in einer Kammer einen Toten vor, der offensichtlich erwürgt worden ist. Kent macht zwei Fotos des Unbekannten, zögert allerdings, die Polizei zu informieren, denn er will dem Brautpaar die Zeit zu geben, zuvor nach Europa abzureisen.

Kent stellt seine Fotoausrüstung ab und sucht die Zwillinge Howard und Jeffrey Elliott, die Cousins von Patricia, bezüglich des

weiteren Vorgehens auf. Zu seinem Entsetzen muss er kurz darauf verstellen, dass Kamera und Filme verschwunden sind.

Jeffrey nimmt Kents Aufregung über Mord und Diebstahl ungerührt entgegen und verspricht ihm lediglich, den Verlust zu ersetzen.

Irgendwie hatte viel zuviel Selbstsicherheit in Jeffreys Haltung gelegen. Man hatte ihm eröffnet, daß in einer Kammer des Hauses ein Ermordeter liege. Er hatte zuerst darüber gespöttelt, was ganz natürlich war, aber auch als Murdock auf seiner Behauptung bestand, hatte er keine Sekunde lang Unruhe oder Zweifel an den Tag gelegt. Warum? Hatte er genau gewußt, daß die Kammer leer sein würde? – „Nun?“ fragte er trocken.

Murdock gab keine Antwort. Er ging, ohne sich umzusehen, an ihm vorbei die Treppe hinunter bis zur Bibliothek. Dort setzte er sich an den Schreibtisch und streckte die Hand nach dem Telefon aus.

„Warten Sie einen Augenblick.“ Zum erstenmal klang Jeffreys Stimme erregt.

„Was wollen Sie tun?“

„Die Polizei anrufen.“

„Aber“ – er kam um den Schreibtisch herum – „ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß wir Ihnen den Verlust ersetzen werden.“

„Ich erinnere mich“, entgegnete Murdock kurz. „Ich meine das Morddezernat.“

Jeffrey hatte sich mit den Händen auf die Schreibtischplatte gestützt. Nun richtete er sich auf und heftete einen kalten, herausfordernden Blick auf Murdock.

„Gut“, sagte er hart. „Rufen Sie nur an. Ich bin gespannt, was Sie denen sagen werden, und vor allem interessiert mich, wie Sie es beweisen wollen.“

(S. 38f)

Als Kent Jeffrey den Toten zeigen will, ist dieser verschwunden. Für Kent steht fest, dass Jeffrey und Howard etwas mit dem Mord zu tun haben, denn die Zwillinge unterscheiden sich eigentlich nur durch die

Farbe der Nelke im Knopfloch und ihre Art zu reden: Es wäre nach Kents Meinung für Jeffrey leicht, auf der Feier abwechselnd als er selbst und Howard aufzutreten, während Howard die Leiche beseitigt.

Jeffrey – oder war es Howard? – hatte mitgeholfen, den Toten wegzuschaffen, während Howard abwechselnd zwei Rollen spielte. Indem er je nach Bedarf seine weiße Nelke gegen eine gelbe vertauschte und die burschikose Redeweise seines Bruders annahm, hatte er über dessen Abwesenheit hinweggetäuscht.
(S. 40)

Kent verlässt unverrichteter Dinge die Feier. Doch er hat, als er den Toten fand, dessen Hotelzimmerschlüssel an sich genommen. Mit dessen Hilfe identifiziert er nicht nur das Zimmer des Toten, sondern auch dessen Namen – er heißt Neil Garvin. Allerdings war schon jemand vor ihm dort, denn Neils Zimmer ist gründlich durchsucht worden. Aber eines hat der Einbrecher doch übersehen, nämlich einen Liebesbrief von Patricia an Neil. Aber Kent wird von einem

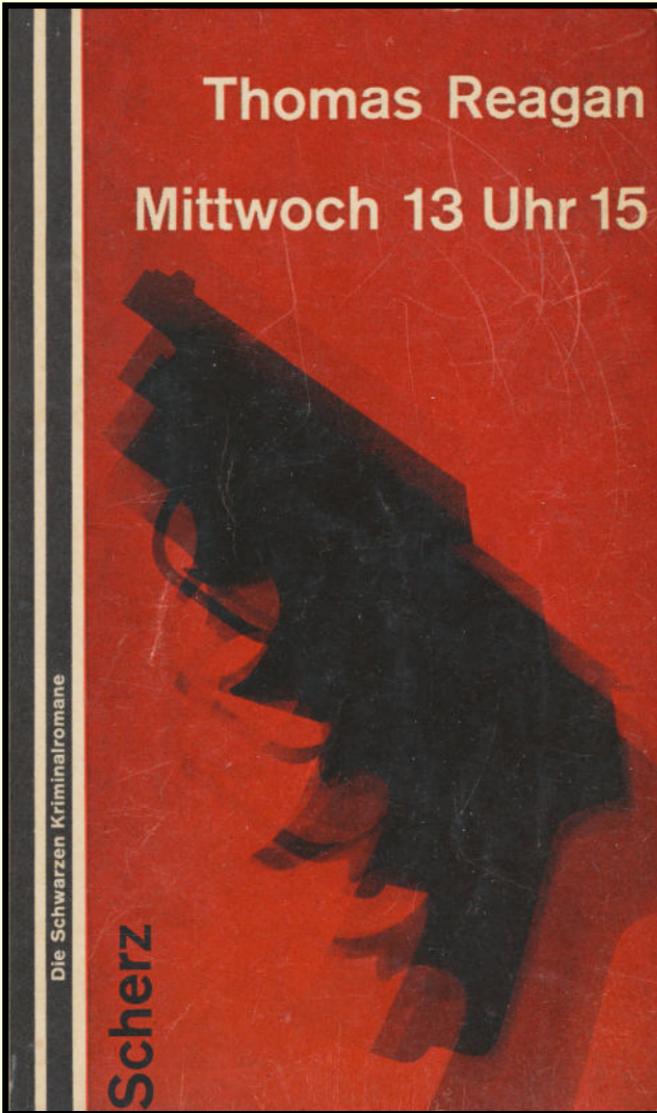
Unbekannten niedergeschlagen und beraubt.

Dafür lernt Kent die Sängerin Audrey Wayne kennen, die nicht nur früher mit Jeffrey verheiratet war, sondern auch weiß, dass auch Neil und Patricia einmal verheiratet waren. Weil Neil schon öfter auf die schiefe Bahn geraten ist, ist für Kent klar, dass Neil versucht hat, Patricia zu erpressen. Die Frage ist jetzt nur, wer Kent ermordet hat: die Zwillinge Howard und Jeffrey; Patricias Vater Luther; ihr Onkel Todd; oder womöglich die im Dienst der Cannings stehenden, brutalen Sicherheitsleute Saul Damin und Lew Klime?

Hochzeit im Hause Canning ist ein sowohl spannender als auch überzeugender Krimi, denn die Hauptfigur, der Fotograf Kent Murdock, ist ein ganz normaler Bürger ohne besondere Ambitionen oder außergewöhnliche Fähigkeiten. Er fühlt sich auch nicht zum Detektiv berufen, ist aber sehr erbost über den Diebstahl seiner Ausrüstung, denn Schlimmeres kann man einem passionierten Bildreporter nicht antun. So hängt er sich trotz erhöhter Gefahr intensiv in die Suche nach den Tätern hinein, aller-

dings stets in enger Zusammenarbeit mit Leutnant Bacon vom Morddezernat. Die Zuneigung zu der sympathischen Sängerin Audrey Wayne motiviert ihn auch ein wenig, am meisten aber die Aussicht, spektakuläre Fotos für seine Zeitung machen zu können.

Der Roman beginnt etwas langsam, steigert sich aber von Kapitel zu Kapitel, was er auch der ausgezeichneten Erzählkunst von George H. Coxe verdankt.



Thomas B. Reagan

Mittwoch 13 Uhr 15

(Bank Job, 1964)

Scherz 00 251 (TB 184 S./DM 2,90)

Bern München 1966, 2. Auflage

**Aus dem Amerikanischen von Charlotte
Hamberger**

Genre: Krimi

„Du hast dich nur noch nicht an den Gedanken gewöhnt, Kleiner“, sagte Bill.

„Du wirst alles einsehen, sobald du ein bißchen darüber nachgedacht hast.“

„Hör mal gut zu, Bill: Ich mache da nicht mit“, erwiderte Walter.

„Ich habe schon alles berechnet. Ich bringe ein paar Leute mit, die uns helfen. Keine Angst, alles geht ganz sauber und schnell. Und dann rührst du dich eine Zeitlang nicht, ein paar Jahre, bis alles vergessen ist. Du mußt dich nur an den Gedanken gewöhnen, das ist es.“ Bill sprach ruhig und ohne Leidenschaft, aber seine Worte blieben wie ein endgültiger Befehl in der Luft hängen. (S. 5)

Bill Adams wird von seinen Kumpels „Der Kopf“ genannt, weil er seine Coups so ungeheuer präzise plant. Für sein nächstes Vorhaben braucht er allerdings die Hilfe seines jüngeren Bruders Walter, der als Angestellter in einer Bank arbeitet, auf die es Bill abgesehen hat. Walter, der zusammen mit seiner Frau Glady ein bürgerliches Leben führt, ist alles andere als einverstanden.

Walter saß vorgebeugt in seinem Stuhl, hielt seinen Kopf zwischen den Händen und starrte auf den Rasen. „Sie werden mich schnappen“, sagte er düster.

„Aber Kleiner!“ erwiderte Bill. „Mein Plan deckt auch dich. Und dein Beitrag wird dein Versagen damals in Jersey wieder auswetzen. Du wirst nicht verdächtigt werden, auch wenn sie ‘rauskriegten, daß ich dein Bruder bin und daß ich’s war. Willst du wissen, wieso?“

„Wie soll das möglich sein, Bill?“

„Sie werden dich nie im Verdacht haben, weil du der Held sein wirst, der versucht, sich uns in den Weg zu stel-

len. Du wirst angeschossen werden.“
(S. 8)

Da sich Walter wegen seines Hauses hoch verschuldet hat, ist er schließlich gezwungen, bei dem Überfall mitzumachen, bei dem außer Bill noch sieben weitere tüchtige Spezialisten beteiligt sind und bei dem eine halbe Million Dollar zu holen sind.

Aber auch wenn Bills Plan noch so gut ist, etwas geht doch schief und bringt alle Beteiligten in eine furchtbare Lage.

Mittwoch 13 Uhr 15 ist ein gut erzählter Krimi, dessen Autor vor allem auf umfangreiche Dialoge setzt.

GABRIELLA WOLLENHAUPT



GRAPPAS
TREIBJAGD

KRIMI

|grafit|

***Wollenhaupt, Gabriella: Grappas Treibjagd**

Gabriella Wollenhaupt [1952–]

Maria Grappa 2: Grappas Treibjagd (1993)

Grafit 038 (TB 214 S./DM 15,80)

Dortmund 2000, 6. Auflage

Genre: Krimi

Die Stimmen, die mich weckten, waren außer sich. Hände griffen und schüttelten mich; ich schreckte hoch. Irgend etwas Furchtbares hatte sich zugegetragen, ich spürte es, obwohl ich kaum bei Sinnen war. Im Halbschlaf öffnete ich die Augen. Ich sah Walter, der mich schüttelte.

„Wach auf, um Gottes willen“, jammerte er. „Laura! Es ist etwas mit Laura!“

Nein! Ich rappelte mich hoch. Setzte mich auf und fragte entgeistert: „Wo ist sie?“

„Sie ist in ihrem Zimmer ... aber sie ist tot!“

Ich verstand noch immer nichts. Ich stand auf und hastete aus dem Zimmer.

Mir war, als würde der Boden bei jedem meiner Schritte dröhnen. Die Tür zu ihrem Schlafzimmer war geöffnet. Ich stürzte hinein.

Laura lag auf ihrem Bett. Sie war nackt. Ihre Arme waren über dem Kopf an das Bettgestell gefesselt, mit einer Gardinenkordel. Die Beine waren gespreizt. Blut war nicht zu sehen.

Meine Nerven begannen wie eine Hochspannungsleitung zu summen. Das Stöhnen heute nacht, es war kein Stöhnen der Lust, sondern des Todes. Ich hatte vor Lauras Tür gestanden und nichts gemerkt! Ich schaute in ihr Gesicht. Die Augen waren geschlossen. Das dicke blonde Haar umrahmte den Kopf wie ein Schleier. Ihr Gesichtsausdruck war entspannt. Neben ihrem Kopf lag ein Kissen. Ihre Haut war wächsern. Ich sah alles und konnte dennoch nichts verstehen. (S. 13f)

Die Psychologin Laura Gutweil, fünfunddreißig Jahre alt, Therapeutin für sexuell missbrauchte Mädchen in Bierstadt im Ruhrgebiet, hat eine feuchtfröhliche Party

gegeben. Ihre gleichaltrige Freundin, die allein stehende Reporterin Maria Grappa, erwacht am nächsten Morgen in Lauras Haus mit einem schweren Kopf und muss als erstes erfahren, dass Laura ermordet wurde. Diese liegt gefesselt in ihrem Bett und wurde, wie man später erfährt, erstickt. Laura ist außer sich vor Entsetzen, als sie merkt, dass das Stöhnen, das sie nachts aus dem verschlossenen Schlafzimmer gehört hat, nicht eines der Lust, sondern des Todeskampfes war.

Am nächsten Morgen findet sie im Posteingang in ihrem Zeitungsbüro eine Ausgabe der Zeitschrift „Perverse Lolitas“, in der sie unter anderem folgende Anzeige entdeckt.

Hallo, Lolita-Mütter: Erfahrener, gutaussehender Unternehmer, vermögend, elegante gepflegte Erscheinung, Anfang 50, weiht Ihre kleine Tochter in alle sexuellen Spielarten ein. Bis 12 Jahre. Zahle hohes Honorar. 1000 Mark für Defloration, gerne im Beisein der Eltern. Da beruflich angespannt, bitte nur Meldungen aus Bierstadt und Umgebung.

Dass ihr diese Zeitschrift mit dieser Annonce aus ihrer Heimatstadt Bierstadt einen Tag nach Lauras Ermordung anonym zugeschickt wurde, hält Maria nicht für Zufall: Offensichtlich will sie der Unbekannte darauf hinweisen, dass die Mädchen-Therapeutin Laura von einem Kinderschänder aus Bierstadt getötet wurde, höchstvermutlich von eben diesem Onkel Herbert. Es wäre beispielsweise denkbar, dass eines der kleinen Opfer Laura verraten konnte, wer Onkel Herbert in Wirklichkeit war, und dass Laura deshalb sterben musste.

Damit ist Marias kriminalistischer Instinkt geweckt, und sie wendet sich sogleich an die Städtische Beratungsstelle für Mädchen in Not, an der Laura gearbeitet hat, und befragt dort deren Kollegen Agnus Naider. Leider kann ihr Agnus, der so lammfromm ist, wie sein Name sagt, Maria nicht viel weiterhelfen, außer dass er sehr um Laura trauert, weil er in sie verliebt war. In Ermangelung seiner früheren Angeboteten wendet er jetzt seine Bemühungen

an Maria, die jedoch mit diesem Typ Mann überhaupt nichts anfangen kann.

Immerhin kann ihr Agnus Auskunft über die Zunft der Kinderschänder geben, die sich nicht nur Lustgewinn mit der Vergewaltigung kleiner Kinder verschafft, sondern auch noch materiellen Gewinn schneifelt, indem sie Fotos und Filme lukrativ verkauft. Laura fragt nach, wie das technisch ablaufe.

„Und die Fotoserien? Müssen die nicht irgendwo entwickelt werden?“

„Schon mal was von hauseigener Dunkelkammer gehört? Natürlich gibt es immer noch Typen, die ihre Bilder in Großlabors entwickeln lassen, aber das sind Anfänger. Inzwischen hat es sich in der Szene herumgesprochen, daß die Labors ab und zu Stichproben machen und die Polizei informieren, wenn sie pornografische Fotos mit Kindern entdecken. Die Polizei kassiert die Täter dann, wenn sie ihre Bilder abholen. Aber ... bei den ausgebufften Kinderpornografen kommen solche Pannen nicht vor. Sie müssen sich diese Gruppe,

bestehend aus Herstellern und Nutzern, wie einen Geheimzirkel vorstellen, mit Decknamen, Deckadressen, geheimen Treffpunkten und geheimen Briefkästen. Oder die gehen einfach zur deutschen Bundespost und beziehen Filme und Fotoserien postlagernd. Postgeheimnis – ein hohes Gut in diesem Land. Sogar über Bildschirmtext können Lolita-Angebote abgerufen werden.“

„Und die Polizei? Wie ernsthaft geht sie gegen diese ekelhaften Verbrechen vor?“

„Natürlich tun die was, weit mehr noch als vor einigen Jahren. Es werden auch immer mehr Straftaten gemeldet, von Verwandten oder sogar von den Kindern selbst. Wir alle sind sensibler geworden für diese Themen. Das Strafmaß ist ebenfalls erhöht worden, früher war nur die Herstellung, nicht aber der Besitz von Kinderpornografie strafbar.“
(S. 39)

Weiterhin erfährt Maria, dass Laura einen verheirateten Liebhaber hatte, nämlich Professor Doktor Christian Ellenbogen, der

nicht nur Chefarzt der Zentralklinik, sondern auch Vorsitzender des Trägervereins „Forschungs- und Informationszentrum für Kindheit und Sexualität“ ist. Zusammen mit Agnus und ihrem Chefredakteur Peter Jansen will sich Maria diesen Ellenbogen intensiv vornehmen.

Grappas Treibjagd ist ein ungewöhnlich fesselnder Krimi, der sich an ein sehr ernstes Thema heranwagt. Die Autorin Gabriella Wollenhaupt war selbst von Beruf Reporterin und Fernsehredakteurin beim Westdeutschen Rundfunk in Dortmund und hat sicher mit dem Thema des Kindesmissbrauchs, in dem sie ungemein bewandt ist, zu tun gehabt.

Der große Vorzug des vorliegenden Romans ist sein gefälliger, treffender und ironischer Stil. Es folgen einige besonders amüsante Kostproben. Hier unterhält sich Maria mit ihrem Chefredakteur.

„Je mehr wir wissen, um so komplizierter wird alles“, stöhnte Jansen, „du stellst die falschen Fragen den richtigen Leuten oder umgekehrt, klaust Beweismaterial, bringst unsere Zeitung in ei-

nen schlechten Ruf, und heraus kommt dabei nichts! Überhaupt nichts! Wie schaffst du das nur immer?“

„Du weißt doch, Peter, eine Frau im Journalismus muß doppelt so gut sein wie ein Mann. Zum Glück ist das nicht schwer!“ (S. 68)

Hier äußert sich Maria über ihr eigenes Verhältnis zu Kindern.

Leider hatte ich so gut wie keine Erfahrung mit Kindern, bei den Kindern der Kollegen und Bekannten war ich als eingefleischter „Kinderschreck“ verschrien. Zu Unrecht übrigens. Ich mag Kinder sehr gern, sie müssen nur leise sein, mir aufs Wort folgen und nach einem angemessenen Zeitraum wieder verschwinden. Und der liegt etwa bei zehn Minuten. (S. 101)

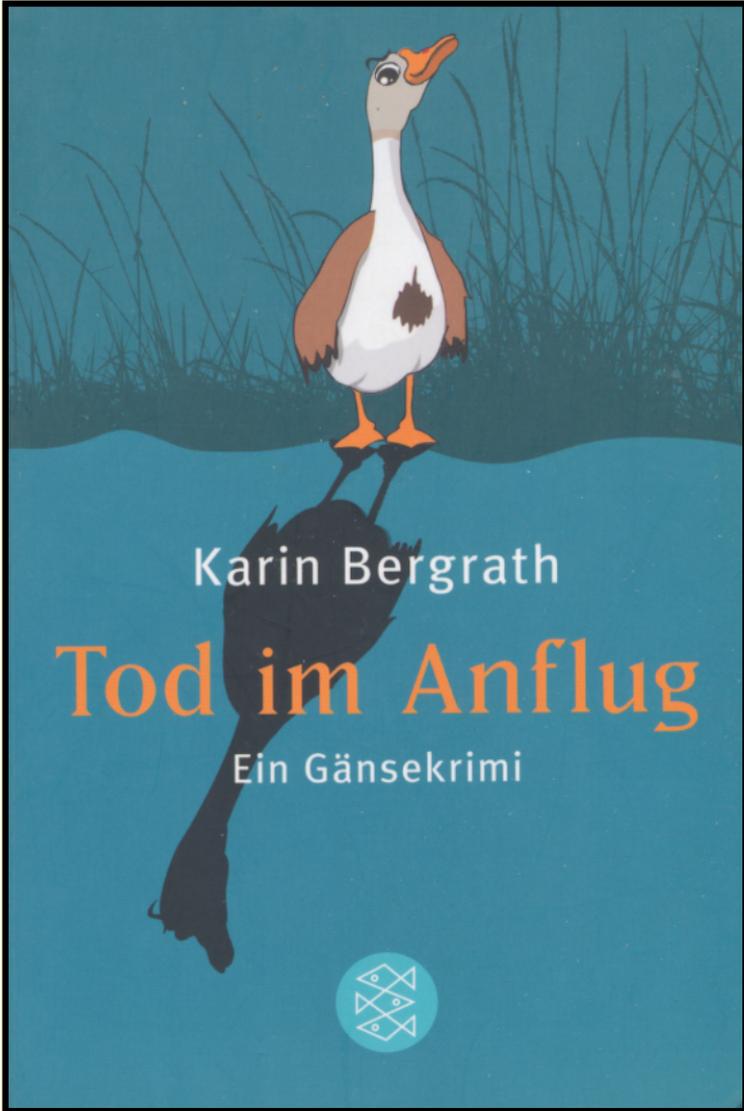
Und hier ergeht sich Maria, anders als sie behauptet, äußerst geschickt im psychiatrischen Jargon.

Ich versuchte, Betroffenheit und fachliche Kompetenz zu heucheln. „Nun, dieses Mädchen muß durch den jahrelang andauernden sexuellen Mißbrauch psychische Fluchtwege realisiert haben, um zumindest einen Teil der eigenen Identität unversehrt zu erhalten. Das möchte ich ermitteln. In einer Reihe von anderen Fallstudien, die ich bereits abgeschlossen habe, gingen diese Fluchtwege weit hinein in den Bereich der psychoneurotischen Erkrankungen.“ Ich hatte mich noch nie so geschwollen reden gehört und verstand kein Wort von meinem Geplapper. (S. 103)

Zuletzt folgt eine Szene aus Marias Arbeitsleben, die mit Sicherheit aus den Berufserfahrungen der Autorin basiert.

Ich tippte wie eine Bekloppte in den Computer. Ich mußte an keiner Formulierung feilen, sie saßen alle wie eine Eins. Die passenden Metaphern, die juristisch unangreifbaren Wertungen und die knallharten Tatsachenbehauptungen flossen mir aus dem Kopf direkt ins

Text-System. Der dramaturgische Aufbau der Story lag mir im Blut, die Spannungskurve saß stramm wie ein Flitzbogen, ich fühlte mich reif für alle Journalistenpreise dieser Welt. Und vor allen Dingen die Freude, Edles und Gutes zu tun, einem bösen Menschen das Handwerk zu legen und ihn für immer auszuschalten. Ich wurde von hehren, aber auch weniger edlen Gefühlen überschwemmt. Als ich dann irgendwann atemlos und nahe einem Nervenzusammenbruch den letzten Satz reinhackte, den Text abspeicherte und den leeren Bildschirm vor mir sah, wußte ich: Es war der Killerinstinkt in mir gewesen, der mich hauptsächlich angetrieben hatte. Ich war der Dackel, der sich auf der Jagd in ein viel größeres Tier verbissen hatte ... und nicht wieder loslassen konnte. Ich war nicht edel, ich war gemein und schlecht. Getrieben von Ehrgeiz und Machtgefühl. Ich schämte mich. Mindestens 30 Sekunden lang. (S. 179)



Karin Bergrath

Tom Ganter 1: Tod im Anflug. Ein Gänsekrimi (2011)

Fischer 18 957 (TB 304 S./€ 8,99)

Frankfurt am Main 2012

Genre: Phantastischer Krimi

„Ich ging dort hinten“, Tom zeigte mit seinem Schnabel in Richtung der Bootsstege, „die Böschung zum See hinunter, als ich beinahe über ihn gestolpert wäre. Er lag mit verrenkten Gliedern da, und sein Schnabel war weit aufgerissen. Ich habe einen so weit offen stehenden Schlund noch nie gesehen.“

Für einen Moment hatten sich die stets beherrschten Reiher nicht unter Kontrolle, selbst der alte Veba nicht. Sie ließen ihre Flügel flattern und tänzelten dabei aufgeregt herum.

„Es tut mir leid“, fuhr Tom mit gedämpfter Stimme fort, „aber das war noch nicht alles. Ich habe euch noch mehr zu berichten.“

„Nur zu, Tom. Je eher wir es erfahren, desto eher haben wir es hinter uns.“

Veha hatte als Erster der Reiher seine Fassung wiedergefunden.

„Er hatte eine tiefe, frische Wunde in seiner Brust.“ (S. 12)

Ein idyllischer See mit Yachthafen und Campingplatz – schöner kann es die Nilgans Tom eigentlich gar nicht haben, besonders zusammen mit seinem treuen Freund Rio dem Kormoran.

Doch böse Wesen haben den Reiher Neptunus aus dem Leben gerissen. Waren es Flügellose, Madenbader oder gar der Riffler?

Tom und der Rentner Ede leisten sich auf dem Campingplatz gerne abends Gesellschaft, vor allem dann, wenn auf dem Fernseher CSI oder Magnum läuft: Tom sieht nämlich für sein Leben gern Krimis. Dass er die Sprache der Flügellosen versteht, ist selbstverständlich, schließlich ist er ja nicht zurückgeblieben, was man allerdings von den Flügellosen nicht sagen kann, denen stets rätselhaft bleibt, was ein Vogel Kluges zu sagen hat. Jedenfalls ist Tom durch das Fernsehen kriminalistisch geschult, und so nimmt er die schwierige

und gefährliche Aufgabe auf sich, den Mörder Neptunus' zu entlarven.

Doch Toms Eifer bleibt vorerst vergebens, denn es ereignet sich ein weiterer Todesfall.

Tom erkannte ihn auf den ersten Blick, auch wenn er nun ein wenig anders aussah als sonst. Alex lag in einer Ecke des riesigen Containers, mit dem Rücken halb an die Wand gelehnt. Auf den ersten Blick hätte man meinen können, er würde einen Rausch ausschlafen. Friedlich war sein Gesichtsausdruck allerdings nicht. Die Augen blickten starr ins Leere, und der Mund war weit aufgerissen, so weit es für einen Flügellosen eben möglich war. Wie bei Neptunus, ging es Tom durch den Kopf. Im Unterschied zu Neptunus hatte Alex allerdings kein Loch in der Brust. Dafür hatte er einen genauso rosa leuchtenden Rachen, fiel Tom auf. (S. 67)

Alex ist der Paarungspartner von Lucie, und beide leben auf dem Campingplatz. Erst kürzlich hat Tom beobachtet, wie ein ge-

wisser Charlie Alex Grüße von einem Professor ausrichten ließ, was Alex in größte Aufregung versetzte. Und nun ist Alex tot, auf gleiche Art gemeuchelt wie Neptunus.

Tom hat in *Tod im Anflug* noch allerhand Ermittlungsarbeit vor sich, bis er den Fall souverän lösen kann. Aber Karin Bergrath ist es mit ihrem Erstlingsroman gelungen, einen amüsanten und spannenden Tierkrimi zu schreiben.



Alyson Noël [1965–]

Die verkehrte Stadt. Die wahrscheinlich seltsamste Geschichte, die du je gelesen hast

(The Bone Thief, 2017)

Dressler (HC 318 S./€ 16,99)

Hamburg 2017

Aus dem Amerikanischen von Katja Frixe

Mit Vignetten von Graham Howells

Genre: Phantastik

Wenn ihr noch nie in Quiver Town wart (und mal ganz ehrlich, die meisten Leute waren es noch nicht), musstet ihr wahrscheinlich auch noch nie mit dem Fahrrad auf einem dauerhaft zugefrorenen See entlangschlittern, um einen Zusammenstoß mit einem Knäuel blauer Hasen zu vermeiden, die im Schnecken-tempo die Straße überqueren.

Und euch ist mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit auch noch nie eine Hündin mit einem Wurf lilafarbener Ferkel über den Weg gelaufen.

Und ihr habt sicherlich noch nie einen Wasserfall gesehen, der im Kreis fließt.

(Nur fürs Protokoll: Das sieht aus wie ein Reißverschluss aus Wasser – es rauscht von unten geradewegs nach oben und dann wieder zurück.) (S. 7)

Quiver Town, gegründet von Yegor Quiver, quillt geradezu über von Magie: Alle Bewohner haben übernatürliche Fähigkeiten, und selbst der Wasserfall scheint beseelt.

Trotzdem: An einem wichtigen Tag wie heute – an dem das Löffelverbiegexamen der sechsten Klasse ansteht – ist mein Selbstvertrauen so gering, dass ich kein Risiko eingehen kann.

Trotz unzähliger Stunden sorgfältigen Unterrichts, trotz Klassenkameraden, die die Kunst vom ersten Tag an beherrscht haben und sie den Rest des Halbjahres nur noch perfektionieren mussten – meine mentalen Fähigkeiten in Sachen Löffelverbiegen sind noch genauso wenig ausgeprägt wie zu Beginn des Schuljahres. Und so sehr ich hoffe, dass heute der Tag gekommen ist, an dem sich der Unterricht endlich auszahlt und ich diesen Stapel Löffel in

nicht wiederzuerkennende Silberteile verbiege – so ist es doch eine bittere Tatsache, dass ich froh sein kann, wenn ich wenigstens eine Krümmung hinbekomme, sodass ich diesen Raum mit einem letzten Fitzelchen Würde verlassen kann.

Jeder in Quiver Town hat wenigstens eine hervorstechende Besonderheit (und manchmal sogar zwei oder drei), die ihn von anderen unterscheidet. Die ihn extrem seltsam und hochgradig einzigartig werden lässt.

Jeder außer mir. Das einzig Seltsame an mir ist, dass ich so normal, durchschnittlich und langweilig bin, wie ein Mensch nur sein kann. (S. 10f)

Nur der arme Grimsly Summerfield – elf Jahre alt, sechste Klasse, Waise, unser Icherzähler – hat überhaupt keine einzige Fähigkeit, was nicht nur er selbst, sondern auch sein Ziehvater und Lehrer, Professor Wolfhart Snelling, sehr bedauert. Immerhin wird Grimsly wenigstens als Tierbestatter von Quiver Town geschätzt – für dieses

Amt hat er gerade das richtige gravitatische Auftreten.

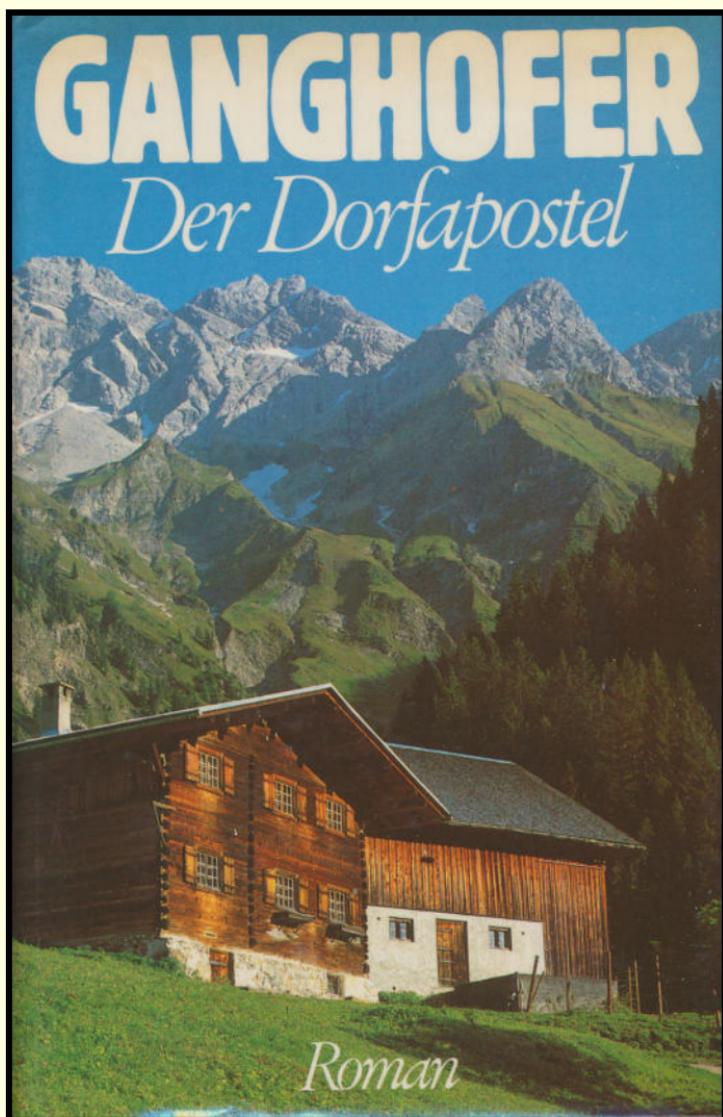
„In inniger Liebe sind wir heute hier zusammengekommen, um des überraschend langen und denkwürdigen Lebens von Mr Wiggles, dem Goldfisch, zu gedenken. Als Black-Moor-Goldfisch war Mr Wiggles bekannt für seine samtige, dunkle Farbe, seine Teleskopaugen, seine schlechte Sehkraft und seinen langsamen Schwimmstil, der den Eindruck erweckte, als würde er durch sein Aquarium schlängeln ...“ (S. 28)

Es ist niemand überrascht, dass Grimsly bei seiner Prüfung des Löffelverbiegens versagt. Umso größer ist das Erstaunen, als die anderen Schüler auch jede Kunstfertigkeit vermissen lassen und sogar der Wasserfall versiegt: Es ist offensichtlich, dass die Magie im Begriff ist, Quiver Town zu verlassen. Zu allem Überfluss werden aus dem Tierfriedhof Knochen gestohlen.

Nun ist plötzlich Grimsly, der Übernormale, gefragt, und man betrachtet ihn sogar als Hüter – was er zu hüten hat, das

weiß er jedoch nicht. Deshalb will er sich Rat bei dem geheimnisvollen Seher holen, den er als einer von Wenigen tatsächlich zu Gesicht bekommt. Der Seher weist Grimsly an, sich in die Außenwelt zu begeben, in der die Normalität herrschen soll, ein Unternehmen, das möglicherweise nicht ohne Gefahren ist.

Die verkehrte Stadt ist vielleicht nicht wirklich die „seltsamste Geschichte, die du je gelesen hast“, aber immerhin ein amüsant und spannend erzählter Roman voller übersprudelnder Phantasie.



*Ganghofer, Ludwig: Dorfapostel

**Ludwig Ganghofer [Ludwig Albert
Ganghofer, 1855–1920]**

Der Dorfapostel. Hochlandsroman (1900)

Bertelsmann (HC 320 S./DM xx)

Gütersloh 1981, 2. Auflage

Genre: Drama

„Wenn ich auf der Kanzel stehe, ich, der Pfarrer, und rede meinen Bauern ins Gewissen, du mein Gott, helfen tut's leider auch nicht viel, aber es hat doch sein Ansehen, und die nicht grad schlafen im Betstuhl, passen ja auch ein bisserl auf. Aber wenn so ein Holzknecht kommt, der seine drei Zentner wiegt, und will den Bauern die christliche Nächstenlieb im Wirtshaus predigen, wenn sie ihren Schnaps ausspielen? Schau, da *müssen* ihn die Leut doch auslachen. Und wie mir die Kathrin erzählt hat, haben sie neulich den armen Kerl auch noch gehörig durchgewichst. Und nicht einmal gewehrt hat sich der gute Lapp!“

„Wehren darf er sich net, mit söllene Fäust! Tät er losdreschen, der Hanspeter, da wären a paar erschlagen, er wüßt net wie!“ Der junge Waldhofer lachte, aber es klang doch wie Ernst aus seinen heiteren Worten. „Der Hanspeter meint halt, wann einer d’ Nächstenlieb predigen will, so muß er mit gutem Beispiel vorausmarschieren.“

„Ja, ja, ja, und es wär ja auch alles schön und recht. Er ist ein braver Mensch und meint’s ja auch heilig ernst. Aber wenn sich ein Pfarrer aufs Butterfasserl setzt, so ist er noch lang keine Sennerin, er macht sich nur die Hosen fett. Und steigt ein Holzknecht auf ‘s Kirchendach, so wird er deswegen kein Glöckl, das zum Gottesdienst ruft. Ich bin dem braven Menschen doch selber gut. Aber er wird mit seiner Volksverbesserung für das ganze Dorf zum Gespött. Sie schimpfen ihn einen buckligen Apostel hin und her. Und Apostel, das ist doch wirklich kein Wörtl, mit dem man schimpfen soll.“ (S. 9f)

In einem namenlosen Dorf im Hochland treffen sich der beleibte, gutmütige Pfarrer Felician Horadam und der junge Bauernsohn und Hoferbe Waldhofer-Roman. Sie unterhalten sich über den besten Freund von Roman, den Holzknecht Peter Johannes Zidazilek, genannt der böhmische Hanspeter oder auch Ratzenspeckerl von weniger wohlwollenden Dörflern. Der Hanspeter ist als Waise im Dorf aufgezogen worden und dient jetzt beim Roman; er hat trotz eines leichten Buckels einen mächtigen Körperbau und Riesenkräfte, ist aber zahm wie ein Lamm. Sein einziger Fehler ist seine Leidenschaft überall Gottes Wort zu predigen, womit er sich nicht lächerlich macht, sondern auch noch dem Pfarrer in sein Handwerk pfuscht, wie dieser meint.

Wir erfahren von zwei weiteren, sehr armen Dorfbewohnern, nämlich der Witwe Annamaria Altenöder, die sich und ihre Tochter Lisbeth mit Heimarbeit durchbringen muss, weil sie infolge eines Unfalls ein steifes Bein hat. Man nennt sie die Häuschusterin und hält sie für eine Hexe; nur wenige Menschen rufen sie freundlich Nannimai und Ilsebeth.

Roman versucht, der Ermahnung des Pfarrers eingedenk, Hanspeter zu belehren, aber vergebens, denn dieser ist schlichtweg von einer unerschütterlichen kindlichen Frömmigkeit.

„Schau, Mandi“, Hanspeter hob langsam den Arm mit weisendem Finger, „viel Leut sind gut, aber diemal einer is schlecht. Da muß sich der liebe Herrgott in seiner Güt der sündigen Seel erbarmen und muß ihr in der Nacht, wann ‘s Gwissen net schlaft, a bisserl zeigen, wie’s ausschaut im Himmel. Drum denk ich mir allweil, d’ Stern sind kleine Luckerln im Himmelsboden. Und da laßt er den himmlischen Glanz a wengerl aussispitzen! Darfst es bloß anschauen, d’ Sterndln, und da *mußt* ja glauben!“ (S. 26f)

Hanspeter ist der Häuslschusterin zugetan und hilft ihr, wo er nur kann, aber seine eigentliche Zuneigung, die er aber nicht zu äußern wagt, gilt der Elisabeth.

Da es Winter ist, fahren Roman und Hanspeter mit einem Schlitten Holz auf ei-

ner eisigen Bahn zu Tal. Plötzlich sehen sie Ilsabeth vor sich, die sich die steilen Wände nicht hinauf retten kann. Hanspeter hält Roman, und dieser packt Ilsabeth im letzten Moment, bevor sie der Schlitten erfassen kann. Froh darüber, das Mädchen gerettet zu haben, presst er sie fest an sich.

Das lachende Gesicht des jungen Waldhofers wurde seltsam ernst. Es schlich ihm etwas ins Herz, wie tiefes Erbarmen mit der Armut, die um den kleinen roten Mund diesen leisen Zug von Trotz und Bitterkeit gezeichnet hatte. Und es kam so über ihn, daß er sie noch fester an sich drücken mußte. Und da spürte er ihre junge Brust an der seinen und fühlte, wie ihr Herz ihm entgegenpochte mit heftigen Schlägen. Dem Roman wurde schwül, er wußte nicht wie. Und sonderbar, daß ihm plötzlich seine Julei einfiel. „So, schön“, dachte er, „wenn mich die so sehen tät!“ (S. 35f)

Roman ist mit der schönsten und reichsten jungen Frau des Dorfes verlobt, mit der Staudamer-Julei, die sich, das wird Roman

plötzlich klar, nicht freuen würde, wenn er eine Andere an sich presst, und sei es auch nur aus der Not heraus. Während Roman keine Mutter mehr hat, ist Julei vaterlos, deren Mutter aber wie eine Haftmacherin darüber wacht, dass Roman vor der Hochzeit Julie nicht ohne ihre Begleitung treffen darf, ja nicht einmal einen Kuss von ihr bekommt.

Weil die Ilsabeth bei ihrer Rettung das gesammelte Holz verloren hat, lässt ihr Roman durch den Hanspeter einen Stoß Holz bringen, den dieser sogleich zu mitternächtlicher Stunde zerhackt. Das wiederum wird beobachtet, und der Mickei, der Knecht der Staudamerin, erzählt es brühwarm der Julei als Teufelswerk.

Mickei musterte Julei mit funkelnden Augen. Dann rief er: „Was d’Häuslschusterin und ihr Madl treiben in der Nacht – jetzt weiß man’s!“

Ein wenig verdutzt über diese Wendung des Gespräches, sagte Roman: „Was sollen s’ denn treiben? Schlafen halt, wie ander Leut.“

„Ja! Derweil ihnen der Teufel d' Arbeit tut.“

„Geh, du Narr!“

„Was, Narr? Was? Wann der Wachter heut in der Nacht um Zwölfe mit eigene Augen den Leibhaftigen gsehen hat, wie er der Häuslschusterin hinter der Holzleg d' Scheiter kloben hat! Jetzt weiß man's! Jetzt stauben wir s' aber aussu zum Ort, die saubern Menscher, die zwei!“ Mit dieser Drohung eilte Mickei den Vorausgegangen nach.

„Ja, schau, daß d' Füß kriegst!“ rief Roman hinter ihm her. „Und an andermal laß mich in Ruh mit söllene Sachen! Da mußt dir schon a paar Dämmere aussuchen dazu, als mich und d' Julei!“
(S. 61)

Julei glaubt die Verleumdung, dass die Häuslschusterin mit dem Teufel im Bunde ist, weshalb Roman versucht, ihr die Wahrheit nahezubringen.

Juleis Gesicht war dunkelrot geworden. Und spitzig klang ihre Stimme.
„Wie kommst denn *du* dazu, daß unser

Holz verschenkst? An so eine! Gleich klafterweis!“

„No ja, weißt“, Roman wurde ein bißchen verlegen, „weil halt gestern mein Schlitten ihrem Madl übers Klaubholz gangen is, und weil ich ‘s Madl schiergar überfahren hätt.“

„Hättst es überfahren!“ brach es schrill aus dieser sanften Unschuld heraus. „So eine, wie die! Gleich in lauter Scherben hättst es fahren sollen! Unser Herrgott hätt sei’ Freud dran ghabt. Und ich!“

Er sah das grausame Feuer, das aus ihren Taubenaugen blitzte, und starrte sie erschrocken an. „Julerl? Ich kenn dich ja nimmer. Wie kannst denn so was reden, so ebbes Unguts? A Mensch is doch a Mensch.“

„Hexen *sind* keine Menschen net.“

Jetzt wurde er heftig. „Hexen, Hexen, Hexen? So hör mir doch mit so eim Unsinn auf! Dös mag ich net leiden an dir. Es *gibt* keine Hexen net. Und d’Häuslschusterin is a bravs und a richtigs Weiberleut. Sonst tät’s der Hanspeter net so mögen. Und d’ Ilsabeth is a rechtschaffens Madl –“

„So? So?“ unterbrach ihn Julei. „Hat s’ dich auch schon verhext? Die? Mit ihre Kohlrabiaugen! Hast ihr am End mit deiner Klafter Holz ebbes zahlen müssen? Ja?“ (S. 62f)

Vielleicht ist die Julei jetzt überzeugt, dass die Ilsabeth keine Hexe ist, aber umso mehr hält sie sie für eine Hur, die sich an ihren Roman heranmacht und ihn womöglich schon in ihr Bett bekommen hat.

Roman ist über diese Unterstellung außer sich vor Wut.

„Dös nimmst zruck! Gleich auf der Stell! Oder –“

„Oder was?“ trotzte sie.

„Oder auf Ehr und Seligkeit: ich geh kein Schrittl nimmer weiter mit dir!“

Jetzt war *sie* es, die ihn erschrocken ansah. Aber dann lachte sie wieder und wandte sich ab.

„Julei!“ Seine Stimme war ganz erloschen. „Mein Wort is Wort!“ (S. 63)

Und schon sind die Beiden zerkriegt. Freilich, die Hochzeit ist deshalb noch nicht abgesagt.

Unterdessen hat es der Hanspeter auf sich genommen, die Häuslschusterin zu unterrichten, welche Gerüchte über sie im Umlauf sind. Die lebenskluge Frau kennt die Gesinnung der Dörfler allerdings nur zu gut.

„Und was mir gsagt hast, is mir nix Neues. Hex heißen s' mich lang schon. Und Hexen *müssen's* doch mit'm Teufel haben.“

Trocken lachte die Altenöderin vor sich hin. „Schad, daß alls an Unsinn is!“

„Schad?“ Hanspeter schien dieses Wort nicht zu begreifen. „Was is schad?“

„Daß man sich dem Teufel net verschreiben kann. Dös is a Schlauer! Auf söllene Gschäft laßt er sich net ein, weil er d' Leut viel billiger haben kann. Sonst tät ich's amal probieren. Bloß daß ich wüßt, was d' Leut dazu sagen täten, wenn's *wahr* wär. Da müßt er mir an Haufen Geld bringen. A bißl mehr noch,

als wie der Waldhofer hat. Und Hex und Teufel hin und her – da täten s' mich zum Burgermeister wählen. So sind d' Leut.“ (S. 74)

Wenig später philosophiert der Hanspeter mit dem Pfarrer über das Böse im Menschen, das erst dann so richtig zum Vorschein kommt, wenn dieser als Masse auftritt.

„[...] der Einschichtige is *allweil* gut. Und bald den Einschichtigen *allweil* allein hättst, den kunnt man schon richten und hobeln. Aber bald a *Häuferl* beinand is, da sind s' wie ausgewechselt und umdraht. Als ob der Teufel dreinfahren tät. Da steckt dem einen sein bißl Unverstand den andern zur Schlechtigkeit an, ich weiß net, wie. Einer laßt an Spatzen aus, und bis er dem andern aufs Köpfl fliegt, wird a Rappvogel draus. Zehne beinand, die sind net zehnmal schlechter, als einer is, sind hundertmal schlechter als wie a halber. Sagen S' mir, Herr Pfarr, wie kommt denn so was?“ (S. 105)

An einem anderen Tag muss der Hanspeter die Ehre der Elisabeth gegen eine Horde junger Burschen verteidigen. Und weil man ihm so sehr zusetzt, muss er seine Fäuste einsetzen, und seine Angreifer fliegen nur so durch die Gegend. Der Hanspeter ist allerdings ein schwankender Sieger, der schließlich bewusstlos zu Boden sinkt: Man hat ihm im Gemenge ein Messer in den Rücken gestoßen.

Wer der Täter war, bringt auch eine staatsanwaltliche Untersuchung nicht zutage; nur der Leser wird Zeuge, wie der Staudamer-Mickei sorgfältig seinen Hirschfänger wieder blank putzt. Zwar wurde er vorgeladen, weil eine Wirtsdirn ausgesagt hatte, dass er das Wirtshaus vor der Rauferei verlassen hatte, aber eine gegenteilige Aussage von seiner Herrin Julei, die aufgrund deren Standes sehr viel gewichtiger war, hat ihn gerettet.

Der Hanspeter erholt sich zum Glück dank seiner robusten Konstitution wieder und ist daher in der Lage, den Gerichtsbeschluss, den ihm der Waldhofer – Vater von Roman und Bürgermeister des Ortes – vorliest.

„Nachdem das Ergebnis der in nachbezeichneter Sache seitens des k. b. Assessors von Stubenrauch des hierortsigen k. b. Bezirksgerichtes geführten Untersuchung über den in dortiger Gemeinde stattgehabten Raufhandel vom 17. hujus anni currentis zur Evidenz dargetan hat, daß ein sicherer Peter Johannes Zdazilek, Holzknecht, wohnhaft und heimatberechtigt daselbst, hinreichend verdächtig erscheint, unter dem korrumpierenden Einfluß mißverständener und unverdauter sozialer Reformideen die dortsortsige Bevölkerung predigenderweise auf der öffentlichen Landstraße in unzulässigem und eventualiter gegen § 360, Ziffer 11, des Strafgesetzes verstoßendem Maße zu haranguieren, die dem k. b. Bezirksamt bedenklich erscheinende Gepflogenheit zu haben, wodurch die ansonst friedliebende bäuerliche Bevölkerung gradatim zum Widerspruch gereizt und zu bedauerlichen Exzessen wie obenbesagter Raufhandel vom 17. hujus anni currentis aufgestachelt zu werden bedroht zu sein scheint, scheint es angezeigt, ge-

nanntem Peter Johannes Zdazilek durch den Gemeindevorstand ämtlich ad notam zu geben, daß selbiger obenbezeichnetes ruhestörerische Predigen und Propagandamachen unter dem Präjudiz, bei durch Genannten neuerdings hervorgerufenem Exzesse nach § 360, Ziffer 11, beziehungsweise den anderen einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen, strafämtlich behandelt zu werden, fürderhin zu unterlassen habe.

In Vertretung des Herrn Amtsvorstandes:

Das k. b. Bezirksamt.

Hufnagl,

k. b. Bezirksamtspraktikant.“ (S. 155f)

Der Behörde ist offenbar geworden, dass es allein das Predigen des Peter Johannes Zdazilek war, das den Aufruhr verursachte, weshalb dieser selbige Tätigkeit in Zukunft strafbewehrt zu unterlassen habe.

Obwohl der Bürgermeister versucht, mäßigend auf die Gemeinderäte einzuwirken, beschließen diese, dass die Häuslschusterin mitsamt ihrer Tochter das Dorf

verlassen muss, um Ruhe und Sicherheit wiederherzustellen.

Für Roman und Julei naht der Hochzeitstermin. Roman hat die Freude an seiner früher so verehrten Julei verloren, will aber um jeden Preis zu seinem Wort stehen. Doch vor der Verehelichung steht das Hochzeitsexamen des Pfarrers, der der Julei so vertrackte Fragen stellt, dass sie dabei durchfällt. In einem halben Jahr kann sie das Examen wiederholen, gibt ihr der Pfarrer Bescheid, wenn sie ihren Katechismus fleißiger gelernt hat.

Jetzt reicht es der Staudamerin: Ihre Julei wird einen auswärtigen, reichen Vetter heiraten, der sich alle Finger nach ihr abschleckt.

Im Dorf brodelt es immer stärker: Die Burschen wollen nicht mehr warten, bis die Häuslschusterin weggezogen ist, sondern sie sofort ausräuchern. Was sie nicht wissen, ist, dass die beiden Frauen nicht mehr in ihrem Haus warten, sondern von Roman in Sicherheit gebracht worden sind.

„Gelt, jetzt hab ich dich?“ Seine Arme umschlangen das schwarze Ding, das zitternd vor ihm stand.

„Jesus Maria! Roman? Was tust du mir? Und die ander? Die ander? Jesus Maria!“

„Die ander? Die kann sich den Vetter von Enzdorf aufzwicken. *Du nimmst mich!* Und *ich nimm dich!* So machen wir's. Gelt?“ Er wartete nicht auf die Antwort. Der Hunger seiner Liebe wollte zehren. Er küßte, wohin er im Dunkel traf. Und Lisbeth klammerte sich an seinen Hals.

Überall Stimmen, überall in der Runde; alle fern und unverständlich. Und auf der Straße, immer näher kommend, das Geschrei der Burschen, die auszogen zum Hexenbrennen. Pistolenschüsse und das dumpfe Knallen der Schlüsselbüchsen. Als wär's ein Haberfeldtreiben. Ein lustiges. Das heitere Johlen überwog im Lärm, bei den Burschen gradeso wie bei den Neugierigen, die sich hinter dem spektakulierenden Trupp gesammelt hatten.

Der Schein des brennenden Peches, das sie in eisernen Pfannen trugen, zitterte dem lärmenden Haufen voran. Dicke Bündel von Kienspänen brachten sie mitgeschleppt, Ballen von Wacholderzweigen, und in großen Kübeln hatten sie alles gesammelt, was übel duftet, wenn es brennt. (S. 301)

Hanspeter hat bei einem Gespräch mit dem Pfarrer den Stuhl der Pfarrersköchin, der Jungfer Kathrin, mit seinem Gewicht vernichtet. Deshalb hat er nach seiner Genesung einen neuen, ganz besonders robusten Stuhl geschreinert und will ihn zum Pfarrhof tragen, als er beim Hexenbrennen vorbeikommt.

Den wirren Lärm übertönte plötzlich der Zeterschrei eines Mädels: „Jesus Maria, der Tuifi!“

Aus der rauchtrüben Dunkelheit galoppierte ein seltsam ungeheuerliches Ding heraus, das unter gruselig ausgewachsenem Riesenkopf einen krummen Buckel und rennende Beine zeigte. Keuchend jagte das spukhafte Monstrum

der Feuerhelle zu. Und als es in rasendem Lauf den dicht mit Menschen angefüllten Platz vor dem dampfumschlossenen Haus der Altenöderin erreichte, gab's ein lärmendes Gedräng. Die Sänger des Hexenliedes gerieten aus dem lustigen Takt, einer vergriff sich sogar im Text und johlte ganz vernünftig: „Zweimal zwei macht vier, vier, vier!“ Und lachend schrien an die zwanzig Stimmen durcheinander: „Mar' und Jankerl! Da schauts, Leut! Was kommt denn da daher?“

Beim ersten Anblick wußte keiner, was es war. Fast sah es aus wie eine Kirchenkanzel, die lebendig geworden. Doch als das Ungeheuer besser in die Flackerhelle des brennenden Peches kam, löste sich das wirre Geschrei in schallendes Gelächter auf. Alle erkannten den buckligen Apostel, der auf seinem ‚driedoppelten Köpfl' den ungefügen Bauernsessel der Jungfer Kathrin trug, mit der meterhohen, drollig geschnörkelten Lehne nach aufwärts, und über die Brust herunter zwei von den armsdicken Stuhlbeinen, die Hanspeter

mit den Fäusten umklammert hielt.
(S. 303)

Der Hanspeter weiß nicht, dass die Frauen schon in Sicherheit sind, und kämpft mit allen Kräften – und insbesondere dem Stuhl – um ihr Leben.

Ein Haufen Fichtenzweige wurde über die versinkenden Pechflammen geworfen, und während der johlende Chorus aufs neue begann,

„Zwei mal zwei macht sechs, sechs, sechs,

So viel macht's bei der Hex, Hex, Hex!“

und während aus dem neu entstehenden Rauch die glühenden Fichtennadeln mit Geknister aufspritzten und davonflogen, begann der Staudamer-Mickei mit einer langen Stange gegen die Haustür loszurennen, bis die Bretter krachten.

Da wurde der steinerne Peter Johannes Zdzilek lebendig. Wie Stiergebrüll, so brach ihm die Stimme aus der Kehle. „Dir lies ich ebbes für! Wart, du! Dir lies ich ebbes für!“ Er sprang dem Feuer zu

und schwang den schweren Bauernstuhl der Jungfer Kathrin. „Lus auf, du! Sellig sünt thie Ahrmen üm Kaißte.“ Der Sessel zuckte durch die Luft. „Then irren üst thas Hümbelraich.“ Mit zerschmettertem Schädel, lautlos, stürzte der Staudamer-Knecht über die glühenden Fichtenzweige.

Die zunächst gestanden, waren starr und sprachlos. Nur ein einziger Schrei der Angst. Ihn erstickte das Gelächter der anderen, die entfernter standen und nicht wußten, was geschehen war. Sie sahen nichts in dem Gewirbel von Rauch, hörten nur die keuchende Stimme: „Sellig sünt die Sampftmittigen.“ Und da kreischte mit Lachen ein Mädcl: „Lusts auf! Der Ratzenspeckl predigt. Heiliger Liebeinand, erlöse uns!“

Der Sessel fiel, und ein Bursch, der Fichtenzweige ins Feuer geworfen, kollerte über die Erde hin – ein Erlöster.

Ersticktes Geschrei, ein wirres Flüchtn, und noch immer hörte man Gelächter.

Hanspeter schwang den Stuhl und predigte mit seiner verwandelten Stimme: „Sellig sünt thie Trauernten.“

Ein paar Mutige sprangen auf ihn zu und klammerten sich an seinen Leib, an seine Arme. Wie ein Bär die Hunde, schüttelte er sie ab und keuchte: „Sellig, thie nach Gerächtiggaid hungern unt thirsten.“ Der Sessel fiel. „Sü sohlen gesättigt wärden!“

Mit entzweigeschlagener Schulter taumelte ein Bursch zu Boden und schrie in seinem Schmerz. (S. 304f)

Als erster büßt der Staudamer-Mickei sein Leben ein. Verdient hat er es, denn er war es ja, der heimtückisch von hinten auf den Hanspeter eingestochen hat, und wenn man etliche Gespräche zwischen der Julie und dem Mickei genauer betrachtet, muss man schlussfolgern, dass die Beiden schon öfter ein Bett geteilt haben.

Die unverletzten Burschen fliehen, so schnell sie können, und ein paar Gendarmen verhaften Hanspeter. Dieser kann sich jedoch nicht mehr auf den Füßen halten,

weil seine Wunde wieder aufgebrochen ist und er innerlich verblutet.

Während dieser dramatischen Ereignisse ist der Pfarrer beim Waldhofer und nimmt der Ilsabeth das Brautexamen ab.

„Soooo? Und da müßt ich ja gleich heut in der Nacht noch ‘s Brautexamen halten?“

„Ja, Herr Pfarr!“ Wie flink diese Antwort kam! „Und *mich* brauchen S’ nimmer fragen, *ich* kann mein’ Katechism, dös wissen S’!“

„Aaah, freilich! Und *ob* ich’s weiß! In Gottes Namen, auf den Pontius Pilatus kommt’s mir net an. Aber *du*, Lisbethel?“ Mit beiden Armen legte sich Herr Felician über den Tisch und sah dem Mädcl in die Augen. „Wie schaut’s denn mit *deinem* Katechismus aus? Hast ihn gern, den Roman?“

Kein Wort. Hätte Lisbeth ein ganzes Buch geredet, sie hätte nicht *mehr* sagen können, als mit diesem stillen Aufatmen ihres Herzens.

„Brav!“ nickte Herr Felician. „*Gut* kannst du deinen Katechismus. Einen

besseren kannst du mir nimmer aufsa-
gen. Und so muß ich halt –“ (S. 311)

Der Pfarrer will dem sterbenden Hanspeter die Beichte abnehmen und die Letzte Ölung spenden, aber dieser zeigt keine Reue.

So erschüttert war der alte Herr, daß er kaum zu sprechen vermochte. „Peter Johannes!“ Er beugte sich über den Sterbenden. „Was du tatest in deinem Zorn, das war die einzige Sünde deines Lebens. Sag mir, daß du sie bereust!“

Hanspeter schüttelte ruhig das ›driedoppelte Köpfl‹.

Herr Felician, dem das Wasser in den Augen flimmerte, hatte wohl nicht recht gesehen und mochte glauben, daß Hanspeter genickt hätte. Hastig sprach er die Worte der Absolution und wollte dem Sterbenden die heilige Zehrung reichen.

Da klangen angstvolle Stimmen vor dem Kotter draußen, jagende Schritte kamen näher. Und als der Gendarm mit erhobener Laterne zur Türe ging, fiel

der helle Kerzenschein auf Roman und Lisbeth.

„Hanspeter!“ stammelte das Mädchen und streckte die Arme. Der Anblick seines Blutes machte sie schauern. Zitternd vergrub sie das Gesicht an Romans Brust, der sie tröstete: „Geh, Schatzl mein liebs, sei stark! Geh, schau, a bißl stark muß sein!“

Langsam richtete Hanspeter sich von der Pritsche auf. Als stünde ein Wunder vor ihm, so staunte sein Blick. Wie neu erwachendes Leben glomm es in seinen Augen. Tief grub sich ein Zug des Schmerzes in seine kalkigen Züge und löste sich wieder und wurde ein Lächeln. „Ah ja, versteh schon. Und dir, Mandi, ghört allweil ‘s Best. Und d’ Lieb is da – d’ Lieb is aussikommen – und *ich* hab’s gstrichen.“ Seine Stimme wurde Blut. Er fiel zurück, und schwer glitt seine Faust am Pfarrer hinunter bis auf den Boden. Das klang auf den Fliesen wie ein dumpfer Hammerschlag.

„Hanspeter!“ Herr Felician schrie es dem Sterbenden ins Ohr: „In dir ist heilige Reu. Gott wird sich versöhnen mit

dir, dein Gott, der die Liebe ist.“ Er gab ihm die heilige Zehrung zwischen die Lippen.

Hanspeter schluckte – den letzten Trost zusammen mit seinem Blut. Noch einmal schlug er die Augen auf. Dann streckten sich die drei Zentner in die Länge. Und sein Tod war ein Lächeln. (S. 315f)

Der Pfarrer will Hanspeters Sturheit nicht zur Kenntnis nehmen, gewährt ihm die Absolution und verabreicht ihm die Kommunion. Hanspeter hat in den letzten Augenblicken seines Lebens begriffen, dass Ilsabeths Liebe nicht ihm gehört, sondern Roman. Er findet sich damit ab, vielleicht, weil er es seinem besten Freund gönnt, vielleicht, weil er weiß, dass er gleich sterben wird. Im Tod zeigt er ein Lächeln: Ob das jetzt seinem Liebesirrtum gilt, ob es die Freude darüber ist, dass seine geliebte Ilsabeth in guten Händen ist, oder ob es nur einem Zufall zu verdanken ist, das weiß man nicht.

Die Altenöderin war bei dem lächelnden Peter Johannes zurückgeblieben.

Ihm zu Füßen saß sie auf der Stangenpritsche. Ihre Hände hielt sie im Schoß gefaltet; sie betete nicht, sah nur immer sein ruhiges Lächeln an, als möchte sie das lernen von ihm – für den einsamen Rest ihres Lebens.

In der Laterne war die Kerze niedergebrannt, und zuckend erlosch das bläuliche Flämmchen. Nun warf die rote Nacht ihren Schein in die Finsternis des Kotters. Und manchmal flogen ein paar kleine Funken an der Tür vorüber. Die kamen nicht von der fernen Brandstätte. Es waren Funken aus der Pfeifenglut des schmauchenden Philosophen, der die anderen löschen ließ und unter der eigenen Nase das wärmende ›Fuierk schön gemütlich in Brand erhielt. (S. 318f)

Ilsabeths Mutter muss froh sein, dass ihre Tochter versorgt ist; auf sie selbst wartet aber ein zwar geruhames, aber einsames Alter. Und draußen geht in der Kälte der rauchende Pfarrer auf und ab, zugleich er-

regt über die Ereignisse und zugleich erfreut über den doch wenigstens teilweise glücklichen Ausgang.

Ende.

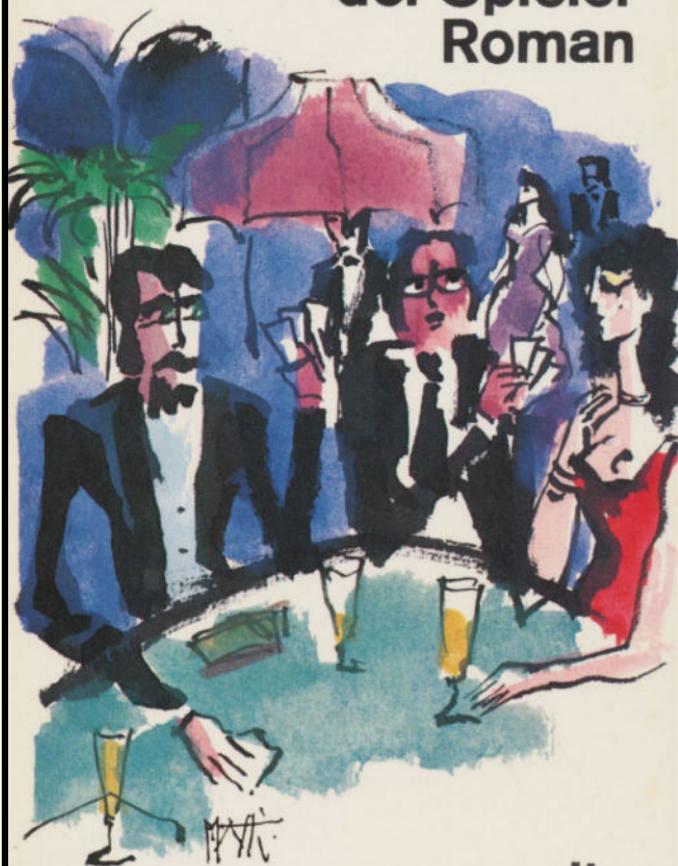
Der Dorfapostel beginnt in einer geradezu idyllischen Atmosphäre, in einer wunderschönen Gegend, mit glücklichen Menschen. Ludwig Ganghofer hat eine Freude daran, solche Szenen möglichst umfangreich ausmalen, so dass der Leser zu Beginn einen sentimental Wohlfühl-Roman erwartet. Doch dann schleicht sich das Böse in die Idylle ein, und zwar in Form einer Unduldsamkeit, Rücksichtslosigkeit und Engstirnigkeit, wie man sie nur auf dem Dorf erwarten kann. Schließlich folgen unglaublich dramatische Höhepunkte, die in der der zuvor so ruhigen Atmosphäre umso wuchtiger wirken und den Leser aufschrecken. Am Ende geht es nicht ohne Not und Sterben aus, aber für die Überlebenden winkt wieder das Glück wie am Anfang, wenn auch in einer anderen Form.

Ludwig Ganghofer übertreibt es in diesem Roman ein wenig mit der Schilderung von dörflichem Liebesglück, so dass er etwas zu nah an den Bereich des Kitsches ge-

rät. Andererseits versteht er es aber unvergleichlich gut, die Sentimentalität mit Grausamkeit und Hass zu konterkarieren, wobei der Effekt infolge des großen Gegensatzes umso wirksamer ist, so dass es dem Leser kaum möglich ist, sich dem Sog dieses Romans zu entziehen.

Möglich wird dieser Erfolg durch das herausragende erzählerische Talent des Autors einerseits und durch seine Fähigkeit, einprägsame, scharf geschnittene und doch mehrdimensionale Figuren zu schaffen, die sich dem Leser nachdrücklich einprägen.

**Norbert Jacques:
Dr. Mabuse,
der Spieler
Roman**



dtv

*Jacques, Norbert: Dr. Mabuse, der Spieler

Norbert Jacques [1880–1954]

Dr. Mabuse, der Spieler (1920)

dtv 01 472 (TB 218 S./DM 6,80)

München 1979

Genre: Phantastischer Krimi

Der alte vornehme Herr stellte sich selber vor. Wie üblich verstand niemand den Namen. Aber er war elegant und in diskretes bestes Tuch gekleidet. Er hatte als Vorstecknadel eine einfache weiße Perle, etwas barock, aber von der Weiße eines blonden Frauenrückens, wie Karstens sagte, und legte gleich so gegen zwanzigtausend Mark vor sich auf den Spieltisch.

Der junge Hull, Stämmeling eines Industrie-Millionen-Vermögens, an dem sein Vater ihn reichlich teilnehmen ließ, hatte ihn mitgebracht.

Man begann gleich zu spielen. Der Gast nahm mit einer stummen Verbeugung das Spiel an, das man vorschlug:

Einundzwanzig. Die Sätze waren unbegrenzt. Ritter hielt die Bank als erster.

Zunächst zeigte das Spiel durchaus nichts Ungewöhnliches. Verlust, Gewinn gingen reihum.

Aber bald fing Hull an zu verlieren. Das begann fast mit demselben Augenblick, da die Reihe, die Bank zu halten, an den alten Herrn kam. Hull verlor zuerst Hundertmarkscheine. Er spielte gelassen und in sein Pech ergeben. Vor dem alten Herrn mischten sich kleinere Noten in den Haufen der Tausender, die er vor sich hingelegt hatte.

Nur nach außen spielte Hull gelassen. Innerlich befand er sich in einer heißen Erregung. Es gingen Schleier vor seinem Hirn hin und her. Seine Noten chassierten zu dem Gast hinüber, ohne daß er es eigentlich merkte. Seine Sinne waren wie von einem feinen und unsichtbaren Spinnweb belegt, das ihn immer mehr einengte. Er trank einige Kognaks und ließ sich dann eine Flasche Sekt bringen. Das half aber zu nichts weiterem, als daß er das Fach seiner Briefftasche wechselte und zu den Tausendern griff.

Er hatte sie nachmittags von der Bank geholt.

Sein Spielpech wurde unwahrscheinlich. Hatte er gute Karten, so war ihm, als ob aus irgendeinem im Dunkel verhüllten Winkel seines Innern heraus eine mahnende Hand sich auf seinen Mund legte. Er verließ die Höhe seiner Einsätze und nannte eine geringfügige Summe. (S. 5)

Kurz nach Ende des Weltkriegs vertreibt sich der Millionärssohn Hull die Langeweile in einem Spielcasino. Als ein vornehmer Fremder die Bank beim „Einundzwanzig“ übernimmt, beginnt Hull ganz gegen jede Vernunft zu spielen und große Summen an den Unbekannten zu verlieren. Es ist, als habe Hull jeden eigenen Willen verloren und stünde ganz unter dem Zwang des Fremden. Da Hull am Ende seine Schulden nicht ganz in Bar bezahlen kann, bestellt ihn der Fremde, der sich als Baling ausgibt, in sein Hotel. Dort allerdings findet Hull einen ganz anderen Menschen vor, dem Hull nichts schuldig ist.

Etwa vierzehn Tage später waren die Kreise der Menschen, in denen das Leben des Tages nur ein langweiliges Verplempern von Zeit ist, vor Anbruch der Stunde des Spiels, in der die Nerven aus dem Blut Spannung, Leben und Kraft pumpen, mit der Märe eines Fremden erfüllt, der, wo er in einen Spielsaal eindrang, sich mit Geld belud.

Es war immer ein anderer. Es war bald ein junger Sportsmensch, bald ein gesetzter Provinzpapa, bald ein blondbärtiger, wie ein Künstler zurechtgemachter Mann, bald ein entsprungener Raubmörder – bald ein entthronter Fürst – heute Franzose, morgen aus Leipzig. Er verschob im Nebenberuf Steinkohlen von der Saar über die Schweiz nach Bayern oder machte Valutageschäfte mit New York und Rio de Janeiro. Es war immer ein anderer, aber die Phantasie legte die verschiedenen Bilder übereinander und machte eines daraus. (S. 12f)

Das Schema, dass ein begüterter Mitspieler wie betäubt agiert und große Summen an

einen Fremden verliert, wiederholt sich in nächster Zeit in den verschiedensten Casinos; allerdings ist der Fremde jedes Mal von Beruf, Alter und Aussehen her ein gänzlich Anderer.

Diese Methode kann den Behörden nicht unentdeckt bleiben, weshalb der Staatsanwalt von Wenk als Sonderermittler eingesetzt wird.

Hunderttausende waren nach und nach an ein untätiges Leben gewöhnt worden. Dies Leben war durch Jahre nichts anderes gewesen als eine Lotterie um Sein oder Nichtsein. Es hatte sich in nichts anderem betätigt als einesteils im Bewußtsein der Macht über Nebenmenschen und andernteils rein in den Nerven. Hirn wie Gemüt waren verhängt worden.

Sie brachten in die von nun an lebenssicheren Verhältnisse, in die sie jetzt wieder hineinkamen, die immer zum Spiel gespannte Phantasie. Sie waren immer gewohnt und entschlossen, auf eine Karte zu setzen. Sie führten das ehemalige Leben weiter, in dem sie die

Atmosphäre der Zufälle, der rasch aber hastig und vorübergehend die Nerven betäubenden Zustände aus der Kriegszone in das ganze zum Frieden zurückgekehrte Volk warfen, sein Klima zu ihren Bedürfnissen umschufen. (S. 15f)

Der Autor ergreift selbst das Wort und erklärt, dass die überhandnehmende Spielsucht auf das Erlebnis des Krieges zurückzuführen ist: Die jungen Männer, nun ohne Aufgabe, suchen erneut den Nervenkitzel.

Wenk fühlt sich als Einzelner allerdings bald überfordert, so dass er versucht, Spieler wie Hull als Mitarbeiter zu gewinnen.

Der ehemalige Staatsanwalt und Beamte wurde wie in einem Wirbel in sein neues Amt aufgerissen. Er widmete ihm alle Anstrengung und Energie. Er schaffte sich nicht zu seinem Titel einen Klubsessel und ein bequemes Büro, sondern bildete sein Amt vom geringsten auf, ward Spitzel und Detektiv, unermüdlich immer sich selber hinausstellend, sammelnd, was er erreichen konnte. Alles tat er selber. So war er bald, da

er das geringe Ausmaß seiner Kräfte im Kampf gegen die Ausdehnung des Lasters früh erkannte, auf den Gedanken gekommen, aus den Kranken selber eine Garde zu schaffen. (S. 17)

Bald begegnet Wenk dem großen Spieler, diesmal in Gestalt eines blondbärtigen Menschen. Wenk erkennt ihn nicht sogleich, bekommt aber bei dem Anblick ein eigenartiges Gefühl.

Der erste Mensch, den er am Spieltisch sah, war der Blondbärtige. Er saß in seiner Nische, mit breiten Schultern vorgebückt, die Augen fast erstarrt über den Tisch auf einen Spieler geheftet. Er saß da, aufgeballt, wie ein Raubtier, das seiner Beute schon einen Tatzenhieb versetzt hat und wartet, was das Opfer noch tun könne. Er schien nur Muskel zu sein. Diese Empfindung hatte Wenk. Sie flog ihn so stark an, daß er erschrak. (S. 21f)

Nun Wenk entschlossen, die Waffen des Feindes, nämlich die der Verkleidung, ge-

gen diesen selbst anzuwenden, indem Wenk sich die verschiedensten Kostüme und Masken zulegt.

Ich muß anders arbeiten, ganz anders! Der gute Wille genügt nicht. Fleiß genügt nicht. Selbstverleugnung und unerbittliche Disziplin und ein wenig mehr Schlaueit! Ich muß auch mit allen Tricks arbeiten, die der Gegner anwendet – mit Maskierung, heimlicher Überwachung. Ich muß mich selber aufs Spiel zu setzen vermögen, muß selber Leimrute sein, um nicht als Gimpel darauf gefangen zu werden. Der Herr Staatsanwalt mit einem falschen Bart – den Browning im Handballen versteckt – Jockeymütze und Zylinderhut mit Perücke und so weiter – wie im Kino.
(S. 24)

Und tatsächlich gelingt es Wenk, den Spieler in einem Kasino zu stellen, der sich diesmal als würdiger alter Professor verkleidet hat. Was Wenk allerdings als seltsam empfindet, ist die handgeschnittene Schildblattbrille des Spielers.

Da bemerkte Wenk, daß die Brille, die nun auf dem Tisch lag, keine der üblichen modernen Hornbrillen, sondern aus Schildpatt sehr kunstvoll geschnitzt war. Der alte Herr versenkte sie dann in die geräumige Dose, die mit grünpunkteter Haifischhaut überzogen war. Er machte alle Bewegungen mit einer eindringlichen Langsamkeit, so daß Wenk viel Zeit zum Beobachten blieb. Das ist ja eine chinesische Brille, sagte er sich auf einmal, sich an China erinnernd, wohin er vor dem Kriege einmal eine Reise gemacht hatte. Die plötzlich auftauchende Erinnerung war so heftig, daß er laut aussprach, was er eigentlich nur hatte für sich selber sagen wollen.

Der Professor saß ihm gegenüber, nickte ihm ernst zu und sagte mit einer Stimme, die hart war und die er nicht aus so greisenhaftem Mund erwartet hatte: „Sie ist aus Tsi nan fu!“

Er wiederholte betonend und skandierend: „Tsi – nan – fu.“ Als sei der Name ein Lied und Erinnerung dahinter, die hart auf ihn einströme und die er im Klang des fremden Wortes genieße. Er

schaute dazu Wenk an, als werfe er ihm einen Schlag zu aus seinen hinter den Gläsern vergrößerten Augen.

Wenk war sofort in einem besonderen Verhältnis zu dem alten Professor. (S. 31f)

Es ist dem Spieler gelungen, Wenk unter seine Kontrolle zu bringen. Aber durch schiere Willenskraft befreit sich Wenk aus dem Zwang des Professors, was diesen veranlasst, sofort das Kasino zu verlassen.

Wenk verfolgt den Spieler mit einem Automobil bis zu dessen Hotel, kann ihn aber nicht stellen, weil der Spieler, als Bürochef verkleidet, das Hotel längst wieder verlassen hat.

Zufällig sieht Wenk auf der Straße einen Blondbärtigen und verfolgt ihn.

Wo war jener Mann hingekommen?

Von einem Argwohn erfaßt und unruhig eilte Wenk auf die Straße, um zu schauen, ob das Auto des Fremden noch da sei. Ja, es stand noch da. Gott sei Dank!

Wenk atmete auf und wollte zu seinem eigenen Fahrzeug gehen und in ihm abwarten, wohin der fremde Wagen später fahren werde. Da sah er, daß der Wagen auf einmal eine Taxameteruhr hatte. Er hatte sich vorhin das Auto genau angeschaut. Es hatte bestimmt keine Uhr gehabt.

Wenk, schon im Vorbeigehen, überlegte nicht mehr lange, trat auf den Chauffeur zu und fragte: „Sind Sie frei?“

Der Chauffeur sagte: „Jawohl!“

Da stieg Wenk ein, indem er seine eigene Adresse nannte. Er wollte sich auf der Fahrt überlegen, was er weiter tun müsse. Da fiel ihm auf, daß der Führer, der in der Dienerstraße stumm gewesen war, hier auf einmal gesprochen hatte.

Das Auto fuhr an. Ein süßlicher Duft begann sich im Innern auszubreiten. Wenk fühlte von ihm seine Schleimhäute gereizt.

Also etwas war doch los! Vorhin stumm, jetzt kann er sprechen, überlegte Wenk. Vorhin privat – jetzt Taxameter. Wonach roch es so stark? Es brann-

te ihm förmlich in Nase und Augenwinkel.

Wenk zog, um das herauszufinden, einige volle Züge ein. Er wollte dann das Fenster öffnen. Er hielt den Geruch nicht länger aus. Wonach roch es denn? Er hob seinen Arm. Aber er sah, der Arm ging nicht hoch, gehorchte einfach nicht. Zugleich war ihm, als sei ihm ein Brett vor die Augen gepreßt.

Da bekam er eine Angst, die wie ein glühender Ball ihn durchplatzte. Nicht mehr fähig, sich zu wehren, begann er laut zu brüllen, warf sich hin und stieß mit dem Fuß nach der Klinke der Tür. Er traf sie nicht.

Er lag nur wenige Augenblicke am Boden, in denen rasch sich verdunkelnde Lichtfetzen von Bewußtsein sein Blut durchflogen. Dann erloschen auch sie, und eine Ohnmacht, die sein Gehirn wie mit Blei ausgoß, preßte ihn auf den Bodenteppich des bald in rasender Fahrt die Straßen durch tobenden Autos.

Der Chauffeur fuhr mit dem betäubten Staatsanwalt von Wenk in der Nacht nach Schleißheim. Dort lud er ihn auf

eine Bank und fuhr nach München zurück. Er fuhr zur Xenienstraße und hielt vor einer alleinstehenden Villa. Auf einem Schild war zu lesen:

DR. MABUSE

Psychoanalytische Behandlung (S. 40f)

Es ist einem Mitarbeiter des Spielers gelungen, Wenk in ein vermeintliches Taxi zu locken, mit Gas zu betäuben und auf einer Straßbank abzuladen.

Nun erfahren wir erstmals, um wen es sich bei dem Spieler wirklich handelt, nämlich um Dr. Mabuse, einen Nervenarzt.

Nun wechselt der Blickwinkel von Wenk zu Mabuse. Dieser ist mit einem Mal nicht mehr der fanatische Spieler, der Andere mit seinen hypnotischen Kräften dazu zwingt, ihm ihr Geld in die Hände zu spielen. Nein, ab jetzt ist Mabuse ein internationaler Spekulant und obendrein der Chef einer tausendköpfigen Bande, die mit Schmuggel ein Vermögen für ihren Anführer scheffelt – das Glücksspiel ist jetzt finanziell nur noch von untergeordneter Bedeutung.

Wir erfahren, dass Mabuse eine kleine, völlig eigenständige Kolonie namens Eito-

pomar in Brasilien besaß, diese aber durch den Weltkrieg verlor. Und nun ist es sein ganzes Bestreben, so viel Geld zusammenzuraffen, bis er die Kolonie wieder ins Leben rufen kann.

Es folgen viele, viele dramatische Abenteuer. Am Ende hängt Wenk gefesselt an einem Flugzeug, in dem sich Mabuse und die von Wenk über alle verehrte, aber von Mabuse in seine Gewalt gebrachte Gräfin Dusy Told befinden.

Er sah, wie auf einmal die Augen der Gräfin irr, wie Vögel, die aus dem Äther abgeschossen werden, über Mabuses weit und gierig vorgebeugten Kopf sich erhoben. Er sah, wie die Hände aus den Pelzhandschuhen zuckten und weiß funkelten, so nackt, als böte sich ihm ihr ganzer Leib in keuschem, heißem Opfer dar, sich an Mabuses Schulter krallten und ihn zurückreißen wollten.

Aber Mabuse schüttelte die Frau mit einem Ruck seines Körpers zurück. Er hob die Hände mit einer tobenden Wut an den letzten Strick. Sie rissen die ersten Knoten auf – der Körper Wenks

rutschte etwas tiefer –, schlugen Wenks Hände mit geschlossenen Fäusten zurück.

Da erhob sich ein letzter Widerstand aus einem flutenden Schein von Lebenswillen heraus, und Wenks Stimme brüllte in die Luft hinauf, die das Flugzeug brausend umschwankte: „Der ist der Mörder des Grafen Told. Der ließ ihn falschspielen! Der gab ihm das Rasiermesser in die Hand, um sich die Kehle zu durchschneiden!“

Eine Faust schlug ihn in den Mund. Er spürte Blut hinter der Zunge fließen, und es schmeckte in diesen vorletzten Augenblicken, in denen er noch sein Leben besaß, voll von einer seinen Geist vulkanisch durchbrausenden Süßigkeit.

Dann war es, als wollte ihn eine letzte Gewalt aus dem Strick stoßen. Ein furchtbares Gewicht preßte sich auf seinen Kopf, rollte über seinen Leib, um ihn abzudrücken. Das Gewicht war grenzenlos, schwarz, von einer tosenden Eile erfüllt.

Aber mit einemmal war das eiserne Gewicht von ihm abgerutscht. Ein Teil

löste sich vom Flugzeug ab, unerkennlich, und versank. Wenks Hände hielten den Rand des Führersitzes umklammert wie Zangen. Das Flugzeug schwankte, als sei es von der hohen dünnen Luft betrunken.

Es war folgendes geschehen:

Als der Name des Grafen Told durch die Luft klang, wie hergeworfen von der räum- und zeidosen Höhe, war es der Gräfin, als erwache sie aus einem Traum auf dem Grund eines Moores. Seit jener Nacht, die sie von ihrem Mann gerissen und an den bösen Willen Mabuses gefesselt hatte, war dieser Name von ihr nicht mehr gesprochen und nicht mehr gedacht worden. Er hatte sich in ihr Inneres, tief in das Chaos, aus dem sich ihr Leben nährte, verkrochen. Er war da hineingeschlagen worden von der dämonenhaften Gewalt des Herrscherwillens Mabuses, und die Frau hatte es geduldet, in einer Art unbewußter Selbstwehr. Sie wäre sonst ganz und ohne Rettung dem Werwolf verfallen gewesen.

Dort im Innern hatte der Name nun gelegen und gewartet, hatte gelauert, bis er wieder emporsteigen konnte, um ihre Seele zu retten.

Wenks letzter Schrei hatte ihn aus dem Unterdunkel hervorgerissen. Die Gräfin hatte ihn empfangen wie eine erste Waffe gegen die geheime Kraft des Mannes, der ihren Willen und ihre ganze Persönlichkeit so lange vergewaltigt hatte. Sie war auf einmal wieder zu sich selber empor erwacht. Das Erstarrte zerschmolz. Die Finsternis, in die sie eingekrallt lag, erleuchtete sich. Es ward Tag in ihr.

Und da bekam sie all die stolze junge Kraft ihres Gemüts wieder in die Hand. Sie geriet in einen Grimm, den Gott ihr einflößte. Ihre Muskeln nährten sich an ihm unüberwindlich. Ihre Hände wurden eisern wie ihr Herz, und sie nahm die erste Waffe, die herumlag, den schweren Schraubenschlüssel, und schlug dem Verbrecher zur Rache und zur Befreiung mit ihm von hinten den Schädel ein.

Mabuse, gerichtet, bekam das Übergewicht und stürzte über Wenk hinüber in die Tiefe, die ihn gleich begrub.

Wenk erreichte mit den Beinen eine Querstange, schob sich blitzschnell hoch, der Knoten über der Brust, gelockert, löste sich von selber. Wenk fiel in den Sitz. Das Flugzeug stürzte schon in irren Schwankungen im Raum. Da bekam Wenk noch rechtzeitig die Hebel zu fassen. Der Motor tobte weiter. Das Flugzeug richtete sich wieder auf, und nach einer raschen Orientierung den Motor ausschaltend, ließ es Wenk im Gleitflug zur Erde zurück und auf das Ufer zu sinken.

Es landete an den Dünen der ostfriesischen Küste.

Wenk half der Gräfin heraus. Sie war bleich, aber bei vollem Bewußtsein. Sie fiel vor ihm nieder und drückte ihr Gesicht an seine Hände.

Er hob sie auf und sagte: „Wir haben uns gegenseitig das Leben gerettet. Wir wollen schweigen! Und versuchen zu vergessen. Trennen wir uns!“

Aber da sagte die Gräfin: „Nein! Ich habe nichts zu verschweigen und nichts zu vergessen. Das Blut, das ich vergießen mußte, kam vom Bösen. Ich habe ihn von sich selber und die Menschen von ihm befreit. Wer kann gegen mich zeugen?“

Wenk schaute sie stumm an. Langsam begriff er. Dann gingen Schauer durch ihn. Wie stolz! wie kühn sie ist! wollte er sich sagen. Aber sein Herz warf Strahlen auf in ihm. Er breitete die Arme aus in einer selbstopfernden und sich hingebenden Gebärde. Das Leben, jung, wiedergewonnen, überstürzte ihn, und in demselben Augenblick brach die von so vielen Geschehnissen verschüttete Liebe wieder auf, die sich nie erfüllt hatte.

Dann stiegen sie zusammen über die Dünen dem nächsten Dorf und wieder den Menschen zu. (S. 209ff)

Als Mabuse den von ihm zugrunde gerichteten Grafen Told erwähnt, kann sich die Gräfin aus dem hypnotischen Zwang befreien, schlägt Mabuse den Schädel ein und

rettet Wenk. Die Beiden landen in Ostfriesland und leben glücklich bis an ihr Lebensende.

Dr. Mabuse, der Spieler ist ein zwiespältiges Werk: Auf der einen Seite analysiert Norbert Jacques sehr engagiert die Mentalität der Gesellschaft in Deutschland nach dem Weltkrieg, ja, man spricht ihm teilweise sogar zu, den Aufstieg des Nationalsozialismus und des Hypnotiseurs der Massen, Adolf Hitler, vorausgeahnt zu haben. Auf der anderen Seite ist der Roman ein ungezierter Thriller, der mit allen Facetten des Genres spielt und den Leser mit gruseligphantastischen Themen und Gestalten, so unwahrscheinlich sie auch seien, in Spannung halten will. Hinzu kommt der Bruch inmitten des Romans, als aus dem leidenschaftlichen, dämonischen Spieler plötzlich der große Gangsterboss wird, der die Obrigkeit herausfordert; der Übergang wird gekennzeichnet durch den Wechsel des Fokus vom Staatsanwalt auf den Meisterverbrecher.

Dr. Mabuse wurde in den zwanziger Jahren geschrieben, und der wahnsinnige Arzt ist Ausdruck seiner Zeit, so wie Jacques sie

sah: Die alte Ordnung zerbrochen und keine neue gefunden – die Verwirklichung der eigenen Antriebe ist das einzige Ziel. Erst heute kann man sehen, wie direkt der Roman auf die Hitler-Zeit hindeutete, wie gut er den Zeitgeist erfaßt hatte. In der damaligen Zeit fand *Dr. Mabuse* jedoch in den literarischen Kreisen wenig Anklang, weil Jacques ihn in einem auf äußere Action ausgerichteten Stil schrieb, in dem sich alles durch Handlung, nichts durch Beschreibung darstellt. Jacques wußte dazu das Folgende zu sagen, das sich in seinem Nachlass fand.

Was sich in Deutschland zur guten Literatur zählt, ist traditionsgemäß verpflichtet, zum mindesten nicht ganz aus dem Rahmen des Langweiligen herauszugehen. Sonst wird es unliterarisch, und die modischen Professoren und Kritiker halten ihm den Schlüssel fern, mit dem zur Zeit die literarische Ewigkeit geöffnet wird. Deutsche Schriftsteller gingen so weit, daß sie in dem sogenannten Expressionismus eine Möglichkeit schufen, überhaupt das, was zu sa-

gen war, vermittels einer Geheim- und Schlüsselsprache dem Verständnis vorzuenthalten.

Wie konnte es geschehen, daß in einem Land ein so vom Leben des Volkes abgewandter Roman entstehen und sich verbreiten konnte, wie der, der seit Jahren allein vor der deutschen Kritik Geltung hat? (S. 213)

Wie recht Jacques damit hat! Allerdings ist wirkt abgehackte, handlungsorientierte Stil, der Anflüge von ekstatischem Expressionismus zeigt, trotz seiner Eleganz auf Dauer ebenso wie der etwas eintönige Handlungsfaden ein wenig ermüdend. Norbert Jacques hat den Stil eines guten Unterhaltungsromans gesucht, aber nicht ganz gefunden.

Kalevala

Das finnische Epos



Dünndruck-Ausgabe
dtv-bibliothek

*Lönnrot, Elias: Kalevala

Elias Lönnrot [1802–1884]

*Kalevala. Das finnische Epos des Elias
Lönnrot*

*(Kalewala, taikka Wanhoja Karjalan
Runoja Suomen kansan muinoisista
ajoista, 1835)*

dtv 06 112 (TB 620 S./DM 16,80)

München 1979

**Aus dem Finnischen von Lore und Hans
Fromm**

**Mit Nachwort, Kommentar und
Literaturhinweisen von Hans Fromm**

Genre: Phantastik

Mich verlangt in meinem Sinne, mich
bewegen die Gedanken,

An das Singen mich zu machen, mich
zum Sprechen anzuschicken,

Stammesweise anzustimmen, Sippen-
sang nun anzuheben.

Worte schmelzen mir im Munde, es
entstürzen mir die Mären,

Eilen zu auf meine Zunge, teilen sich
an meinen Zähnen.

Lieber Freund, du mein Gefährte,
schöner Jugendspielgenosse!

Mach dich mit mir nun ans Singen,
schick dich mit mir an zum Sprechen,

Da wir uns nun hier vereinten, hierher
kamen von zwei Seiten!

Selten kommen wir zusammen,
kommt der eine zu dem andern

In den armen Grenzgefilden, auf des
Nordens karger Krume.

Laß uns Hand in Hand nun legen, Fin-
ger zwischen Finger fügen,

Daß wir guten Sang nun singen, unsre
besten Weisen bieten;

Lauschen sollen ihm die Lieben, wis-
sen sollen, die sichs wünschen,

In der Jugend, die emporsteigt, in dem
Volke, das heranwächst,

Jene Worte, die gewonnen, Lieder, die
ans Licht gekommen,

Aus dem Gürtel Väinämöinens, unter
Ilmarinens Esse,

Aus der Klinge Kaukomielis, Joukahai-
nens Bogenflugbahn,

Von den fernsten Nordlandfeldern, Ka-
levalas kargen Fluren. (S. 5)

Der Barde fordert seinen Freund auf, mit ihm die alten Lieder Kalevalas zu singen, von den großen Helden Väinämöinen, Ilmarinen und Joukahainen.

Der Gesang hebt damit an, dass sich Ilmatar, die uralte Luftjungfrau, einsam fühlte und sich deshalb von einem Windstoß und einer Welle schwängern ließ. Siebenhundert Jahre lang ist sie schwanger, lebt im Wasser und kann nicht gebären. In ihrer Not ruft sie Ukko, den Herrn der Höhe an, der eine Taucherente schickt, die auf dem Knie Ilmatars nistet und sechs Eier aus Gold und ein siebtes aus Eisen legt. Durch das Brüten entsteht eine solche Hitze, dass Ilmatar die Eier abschüttelt, die ins Wasser fallen und zerbrechen: Aus ihnen entstehen Erde und Himmel, Sonne und Mond, Sterne und Wolken.

Schließlich fängt sie an zu gebären und erschafft dabei Landvorsprünge und Meerestiefen und Inseln.

Und dann entschließt sich der Urzeit-sänger Väinämöinen, geboren zu werden.

Väinämöinen alt und wahrhaft lebte
in dem Mutterleibe

Dreißig ganze, lange Sommer, eine
gleiche Zahl von Wintern
Auf dem wogenlosen Wasser, auf den
dunstumwobnen Wellen.

Er bedenkt und überlegt es, wie zu
sein und wie zu leben

In dem finsternen Verstecke, in der all-
zu engen Hausung,

Wo er nie das Mondlicht wahrnahm,
nie die Sonne sehen konnte.

Darauf sprach er diese Worte, sagte
sie in diesem Satze:

›Lös mich, Mond, entlaß mich, Sonne,
weis den Mann, o Himmelswagen,

Fort von diesen fremden Türen, von
den unbekanntnen Pforten,

Hier aus dieser kleinen Kammer, aus
dem engen Wohngemache!

Bring den Wanderer auf die Erde, an
das Licht das Kind des Menschen,

Daß es merkt den Mond am Himmel,
staunend sieht das Licht der Sonne,

Wahrnimmt auch den Großen Wagen,
schaut hinauf zur Schar der Sterne.‹

Als der Mond ihn nicht erlöste, ihn die
Sonne nicht befreite,

Trübten sich ihm seine Tage, ward
sein Leben ihm verleidet.

Fort rückt er das Tor der Festung mit
dem namenlosen Finger,

Schiebt zurück das Schloß aus Kno-
chen mit der linken großen Zehe,

Kriecht zur Schwelle auf den Krallen,
kommt auf Knien durch die Türe.

In die See stürzt er kopfüber, faßt mit
Fingern in die Wogen;

So bleibt nun der Mann dem Meere, ist
den Wogen ausgeliefert.

Darin schwamm er dann fünf Jahre,
wohl fünf Jahre, ja, ein sechstes,

Sieben Jahre, auch ein achttes, hielt auf
offner See dann inne

An dem namenlosen Vorsprung, an
dem baumentblößten Lande.

Er erklimm das Land auf Knien,
schwang sich hoch mit beiden Händen,

Stand dann auf, den Mond zu schauen,
staunend anzusehn die Sonne,

Wahrzunehmen auch den Wagen, auf-
zuschauen zur Schar der Sterne.

Das war Väinämöinens Ursprung, des
beherzten Sängers Herkunft

Von dem Wesen, das ihn austrug, Il-
matar, der teuren Mutter. (S. 9)

Das *Kalevela* gilt als das finnische National-
epos. Anders aber als zum Beispiel das *Nibe-
lungenlied*, entstand das *Kalevala* nicht im
Mittelalter, sondern erst in der jüngsten
Vergangenheit. Dennoch wird es meist be-
trachtet, als wäre es eine historische Über-
lieferung, was auch in der Absicht des Au-
tors lag, der bewusst hinter seinem Werk
zurückstand.

Das finnische Liedgut war, anders als
zum Beispiel in Deutschland, nicht zu ei-
nem Epos zusammengefasst worden, bis
der finnische Arzt Elias Lönnrot zwischen
1833 und 1849 dies kulturhistorisch verspätet
nachholte. Lönnrot schuf nur wenige
Verse selbst; er gestaltete jedoch die teil-
weise knappen Lieder unterschiedlichsten
Stils zu einem einheitlichen Werk epischer
Breite um, er fasste zusammen, identifizier-

te ursprünglich getrennte Ereignisse und Personen – ebenso, wie vor ihm die Schöpfer des *Nibelungenliedes*. Das *Kalevala* wurde zu nationalen Mythos Finnlands, losgelöst vom Verfasser, Symbol für eine neue Einheit. Darüberhinaus leitete Lönnrot mit dem *Kalevala* eine sprachliche Entwicklung ein, die nur mit dem Gewicht der Luther-Bibel im deutschen Sprachraum vergleichbar ist.

Kalevala, das Land der Helden, schildert die heidnische Frühzeit Finnlands. Die Hauptmotive des Epos' sind eine Brautwerbung und die Suche nach dem Zauberding Sampo, das den Helden von den Nordlandbewohnern geraubt wurde. Das Phantastische feiert im *Kalevala* Triumphe; nicht das Schwert steht im Vordergrund und nicht der streitbare Held, sondern die Magie und der weise Zauberer. Hier folgt ein Zitat aus dem 17. Gesang.

Weil der alte Väinämäinen nicht gewann die Zauberworte

In des Totenlandes Höhen, in Manalases ewger Hausung,

So erwägt er immer wieder, überdenkt
in seinem Sinne,
Woher er die Worte nehme, wirkungstarkes Wissen schaffe.

Er begegnet einem Hirten, dieser sagte solche Worte:

„Hundert Worte kannst du haben, tausend Zauberformeln finden

In dem Munde des Vipunen, in dem Bauch des reich Beratnen;

Doch ein Weg ist da zu wählen, doch ein Trampelpfad zu treten,

Der ist nicht sehr gut zu gehen, ist auch nicht sehr schlimm zu schreiten:

Eine Strecke mußt du eilen auf der Weibernadeln Spitzen,

Eine zweite mußt du gehen auf der Männerschwerter Spitzen,

Eine dritte mußt du schreiten auf der Heldendegen Schneiden.“ (S. 102)

Alles, was der Freund der Phantastik an seiner Literatur schätzt, bekommt er hier, und vieles mehr obendrein, nämlich ungeprüfte Unterhaltung und Einblick in ein vorchristliches Weltbild.

Die Edition von dtv ist überaus sorgfältig: Die Übersetzung von Lore und Hans Fromm aus dem Jahr 1967, die der zweiten Ausgabe von 1849 folgt, ist die bisher originalgetreueste. Zu dem Epos selbst kommen eine detaillierte Inhaltsangabe der einzelnen Gesänge, ein langer Essay über Bedeutung und Entstehung des Werkes und schließlich genaue Kommentare zu den Gesängen.

Carlo Collodi
Pinocchio's Abenteuer

Mit 37 Holzstichen von Werner Klemke



dtv weltliteratur

***Collodi, Carlo: Pinocchios Abenteuer**

Carlo Collodi [Carlo Lorenzini, 1826–1890]

Pinocchios Abenteuer

(Le Avventure Di Pinocchio: Storia Di Un Burattino, 1881)

dtv 02 109 (TB 224 S./DM 8,80)

München 1982

**Aus dem Italienischen übertragen und
mit einem Nachwort versehen von
Heinz Riedt**

**Mit 37 Holzstichen von Werner Klemke
Genre: Phantastik**

Es war einmal...

„Ein König!“ werden sofort meine kleinen Leser ausrufen. Nein, Kinder, dieses Mal habt ihr es nicht erraten. Es war einmal ein Stück Holz.

Kein Edelholz, sondern ganz gewöhnliches Brennholz, wie man es im Winter für die Öfen und Kamine braucht, um Feuer anzumachen und die Stuben zu heizen. – Ich weiß nicht, wie es kam, jedenfalls lag das Stück Holz eines schönen Tags in der Werkstatt eines alten

Tischlers. Der hieß eigentlich „Meister Anton“, doch alle Welt nannte ihn „Meister Kirsche“, weil seine Nasenspitze immer so blank und blaurot angelauften war wie eine ausgereifte Kirsche. (S. 7)

Der Tischler Anton, genannt Meister Kirsche, will eben ein Stück Pinienholz zu einem Tischbein verarbeiten, als das Holz einen Schrei ausstößt.

Meister Kirsche ist noch aufs Äußerste verwundert, als zufällig der rüstige aber arme Alte Geppetto vorbeikommt, der auf der Suche nach einem schönen Stück Holz ist, um daraus einen Hampelmann zu schnitzen.

„Heute morgen habe ich einen Einfall gehabt.“

„Laßt hören.“

„Ich habe mir gedacht, daß ich einen schönen hölzernen Hampelmann schnitzen könnte. Aber es muß ein wunderbarer Hampelmann sein, der tanzen und fechten und Luftsprünge machen kann. Mit diesem Hampelmann

will ich dann durch die Welt ziehen und mir ein Stück Brot und ein Gläschen Wein verdienen. Was meint Ihr dazu?“

„Bravo, Maiskuchen!“ rief auch schon das bekannte Stimmchen, von dem man nicht wußte, woher es kam.

Als sich Gevatter Geppetto „Maiskuchen“ rufen hörte, wurde er vor Jähzorn so rot wie eine Tomate und schrie den Tischler wütend an:

„Warum müßt Ihr mich beleidigen?“

Geppetto ahnt nicht, dass die Stimme, die ihm seinen Spottnamen „Maiskuchen“ zu ruft, dem Stück Pinienholz gehört.

Zu Hause beginnt Geppetto sogleich mit dem Schnitzen und überlegt dabei, wie der Hampelmann heißen soll: Er wählt den Namen Pinocchio.

„Welchen Namen soll ich ihm nur geben?“ überlegte er sich. „Ich will ihn Pinocchio heißen. Dieser Name wird ihm Glück bringen. Ich kannte einmal eine ganze Familie von Pinocchi: Pinocchio hieß der Vater, Pinocchia hieß die Mutter und Pinocchi hießen die Kinder, und

alle haben sich gut gehalten. Der reichste lebte von Almosen.' (S. 16)

Aber Geppetto erlebt noch sein blaues Wunder mit dem Stück Holz, das unvermutet ein Eigenleben entwickelt.

Und als die Augen fertig waren, merkte er – stellt euch sein Erstaunen vor –, daß sie sich bewegen konnten und ihn unentwegt anstarrten.

Wie sich Geppetto von diesen Holzaugen so angestarrt sah, nahm er es beinahe krumm und sagte voller Verdruß:

„Ihr blöden Holzaugen, was glotzt ihr mich so an?“

Doch niemand antwortete.

Nach den Augen machte er die Nase. Kaum war die fertig, fing sie auch schon an zu wachsen – und wuchs – und wuchs, bis sie in wenigen Minuten zu einer Riesennase geworden war, die gar kein Ende nehmen wollte.

Der arme Geppetto gab sich alle Mühe, sie zu stutzen; aber je mehr er an ihr herumschnitt und abschnitt, desto länger wurde diese freche Nase.

Nach der Nase machte er ihm den Mund.

Der war noch nicht ganz fertig, als er schon anfang zu lachen und sich über ihn lustig zu machen.

„Hör auf zu lachen“, sagte Geppetto gereizt. Mit dem gleichen Erfolg hätte er zu einer Mauer sprechen können.
(S. 10)

Nun hat der gute Alte einen Hampelmann geschnitzt, der nicht nur lebendig ist, sondern auch ziemlich vorlaut zu sein scheint.

Kaum ist Pinocchio fertig gestellt, schon macht er sich auf die Beine und läuft davon. Geppetto eilt ihm nach und fasst ihn auf der Straße, was die Nachbarn zu Bemerkungen über die Grobheit des Alten veranlasst. Und bevor Geppetto sich's versieht, ist er schon verhaftet und im Gefängnis.

Pinocchio hingegen wird vom Hunger wieder nach Hause getrieben, wo er eine sprechende Grille vorfindet.

„Und wenn es dir nicht behagt, in die Schule zu gehen, warum willst du dann nicht wenigstens ein Handwerk lernen,

damit du dein Brot redlich verdienen kannst?“

„Soll ich dir's sagen?“ erwiderte Pinocchio, dem schon allmählich die Geduld ausging. „Weil es unter allen Handwerken auf der ganzen Welt nur eins gibt, das mir wirklich paßt.“

„Und was wäre das für ein Handwerk?“

„Essen, trinken, schlafen, mich vergnügen und von morgens bis abends das Leben eines Vagabunden führen.“

„Merk dir's“, sagte die Sprechende Grille in ihrer gewohnten Ruhe, „alle, die dieses Handwerk betreiben, enden stets im Krankenhaus oder im Gefängnis.“

„Sieh dich vor, alte Unglücksgrille ... wenn ich erst wütend werde, dann kannst du was erleben!“

„Armer Pinocchio, du tust mir wirklich leid.“

„Warum tue ich dir leid?“

„Weil du ein Hampelmann bist und, was noch schlimmer ist, weil du einen Holzkopf hast!“

Bei diesen letzten Worten sprang Pinocchio voller Wut auf, griff sich einen Holzhammer von der Bank und schleuderte ihn auf die Sprechende Grille. (S. 23)

Wie man sieht, hält Pinocchio zwar viel von Essen, Trinken und Schlafen, aber umso weniger vom Arbeiten. Jähzornig und ohne Mitgefühl ist er auch, denn als ihm die Grille gut zureden will, wirft er sie mit einem Holzhammer tot.

Doch der quälende Hunger bleibt, so dass Pinocchio zu der Einsicht kommt, dass die Grille vielleicht doch recht hatte.

Endlich sagte er unter Tränen und voller Verzweiflung:

„Die Sprechende Grille hatte schon recht. Es war schlecht von mir, mich gegen meinen Vater aufzulehnen und von zu Hause fortzulaufen ... Wäre mein Vater hier, brauchte ich mich jetzt nicht zu Tode zu gähnen. Ach, welche fürchterliche Krankheit ist doch der Hunger!“ (S. 26)

Pinocchio geht um die Häuser betteln, aber die Nachbarn haben kein Mitleid mit ihm, und einer überschüttet ihn gar mit einem Kübel Wasser. Durchnässt und durchgefroren setzt sich Pinocchio zu Hause vor den Kamin und schläft ein, ohne zu beachten, dass ihm dabei die Füße verbrennen.

Geppetto wird aus dem Gefängnis freigelassen. Er bringt drei Birnen mit, die für sein Frühstück gedacht waren.

Geppetto, der von dieser ganzen verworrenen Rede nur eins verstanden hatte, nämlich, daß der Hampelmann vor Hunger fast umkam, zog drei Birnen aus der Tasche, gab sie ihm und sagte:

„Die drei Birnen sollten eigentlich mein Frühstück sein, aber ich gebe sie dir gern. Iß sie auf, und sie sollen dir guttun.“

„Wenn Ihr wollt, daß ich sie esse, dann schält sie mir bitte.“

„Schälen?“ meinte Geppetto erstaunt. „Ich hätte nie geglaubt, mein Junge, daß du so zimperlich und penibel seist. Schlimm! Auf dieser Welt muß man sich schon als Kind daran gewöhnen, alles

zu essen, was man vorgesetzt bekommt, denn man weiß nie, was noch alles geschehen kann. Es geschieht ja so vieles! ...“

„Ihr werdet schon recht haben“ unterbrach ihn Pinocchio, „aber ungeschältes Obst werde ich nie essen. Ich mag keine Schalen.“

Und der gutmütige Geppetto zog ein Messerchen heraus, schälte mit einer wahren Engelsgeduld die drei Birnen und legte die Schalen alle auf eine Tischkante. (S. 34f)

Geppetto opfert seine Birnen für das hölzerne Bengel, das auch noch Ansprüche stellt: Nein, ungeschält isst er die Birnen nicht, und das Gehäuse nimmt er schon zweimal nicht. Am Ende ist er aber gezwungen, Schalen und Gehäuse zu essen, weil er von dem Fruchtfleisch allein nicht satt geworden ist. Und schon hat er wieder etwas dazugelernt.

Pinocchio bittet Geppetto um neue Füße an und verspricht, im Gegenzug die Schule zu besuchen. Geppetto fertigt nicht nur die Füße an, sondern verkauft trotz des

kalten Wetters seine einzige Jacke, um für Pinocchio eine Schulfibel zu erwerben. Doch noch bevor der Junge die Schule betritt, wird er von einem Marionettentheater abgelenkt und verkauft die Fibel, um den Eintritt bezahlen zu können.

Das Theater ist faszinierend, insbesondere, weil die Marionetten Pinocchio als einen der Ihren erkennen. Es wird geleitet von einem Mann namens Feuerfresser, der ärger als der schlimmste Räuber daherkommt. Weil ihm das Holz für seinen Hammelbraten nicht reicht, befiehlt er den Marionetten, Pinocchio ins Feuer zu werfen. Dieser fleht um Gnade, wodurch sich Feuerfresser erweichen lässt und nun den Harlekin verheizen will. Das wieder entsetzt Pinocchio so sehr, dass er sich lieber selbst opfern will.

Stellt euch den armen Harlekin vor! Er bekam so einen Schreck, daß ihm die Beine unter dem Leib wegrutschten und er der Länge nach zu Boden fiel.

Als Pinocchio dies herzerreißende Schauspiel mit ansah, fiel er dem Puppenspieler zu Füßen, weinte bitterlich,

netzte ihm mit seinen Tränen all die langen Barthaare und bat inständig:

„Erbarmen, Herr Feuerfresser!“

„Hier gibt es keine Herren“, erwiderte der Puppenspieler mit harter Stimme.

„Erbarmen, Herr Ritter!“

„Hier gibt es keine Ritter.“

„Erbarmen, Herr Komtur!“

„Hier gibt es keine Komture.“

„Erbarmen, Exzellenz!“

Als sich der Puppenspieler Exzellenz titulieren hörte, da spitzte er seinen Mund, wurde auf einmal viel menschlicher und zugänglicher und sagte zu Pinocchio:

„Na, was willst du denn?“

„Gnade für den armen Harlekin!“

„Hier ist keine Gnade am Platze. Wenn ich dich schon verschont habe, dann muß ich ihn ins Feuer werfen lassen, denn ich will, daß mein Hammel gut gebraten wird.“

„In diesem Fall“, rief Pinocchio mit Würde, richtete sich hoch auf und schleuderte seine Mütze aus Brotkrume fort, „in diesem Fall weiß ich, was ich zu tun habe! Vorwärts, meine Herren

Schutzleute! Bindet mich und werft mich dort in die Flammen. Nein, es ist nicht recht, daß der arme Harlekin, mein guter Freund, an meiner Stelle sterben soll!“

Diese lauten und heroischen Worte rührten alle anwesenden Marionetten zu Tränen. Ja sogar die Schutzleute, die ja auch nur aus Holz waren, weinten wie zwei Milchlämmchen.

Feuerfresser blieb eine Weile hart und unerbittlich, aber dann ergriff auch ihn ganz allmählich das Mitleid, und er fing an zu niesen. Und als er vier- oder fünfmal geniest hatte, breitete er liebevoll seine Arme aus und meinte zu Pinocchio:

„Du bist ein prachtvoller Junge. Komm her und gib mir einen Kuß.“ (S. 51f)

Von dieser Edelmütigkeit und Tapferkeit ist Feuerfresser so gerührt, dass er alle Marionetten verschont und seinen Hammel halbgar isst. Als ihm Pinocchio noch erzählt, dass Geppetto seine einzige Jacke für eine Schulfibel verkauft hat, schenkt er dem

Hampelmann fünf Goldstücke und lässt ihn nach Hause gehen.

Aber auf dem Weg hat Pinocchio schon seine nächste Begegnung, die ihn von seinem Ziel abbringt.

Aber er war noch keinen halben Kilometer weit gegangen, als er auf der Straße einem Fuchs begegnete, der auf einem Bein lahm, und einem Kater, der auf beiden Augen blind war; beim Gehen halfen sich die beiden einander als gute Leidensgenossen. Der hinkende Fuchs stützte sich auf den Kater und der blinde Kater ließ sich vom Fuchs leiten.
(S. 55)

Ein Fuchs und ein Kater geben sich als lahm und blind aus, um die Leute übers Ohr zu hauen. In Pinocchio haben sie gerade den richtigen Dummkopf gefunden und machen ihm weis, es gäbe in der Nähe ein Feld, auf dem man Goldmünzen einpflanzen könne, die sich daraufhin in kurzer Zeit tausendfach vermehren würden. Zuvor müsse man allerdings in einem Gasthof übernachten.

Eine Amsel will Pinocchio warnen, muss aber ihre Güte mit dem Leben bezahlen.

In dem Augenblick ließ eine weiße Amsel, die auf einem Busch am Straßenrande saß, ihre gewohnte Weise erklingen und sprach:

„Pinocchio, höre nicht auf das, was dir üble Gesellen vormachen, sonst wirst du es noch bitter bereuen müssen!“

Arme Amsel, hätte sie es doch nie gesagt! Der Kater stürzte sich mit einem Riesensatz auf sie, verschlang sie mit Haut und Federn in einem Happen, und sie konnte dazu nicht einmal mehr „Ach!“ sagen. (S. 56f)

Fuchs und Kater fressen sich im Gasthaus auf Pinocchios Kosten voll und machen sich gegen Mitternacht davon. Pinocchio wird ebenfalls wach und eilt ihnen nach.

Der Junge erhält eine weitere Warnung, und zwar vom Geist der Sprechenden Grille.

Im Weitergehen sah er auf einem Baumstumpf ein kleines Tierchen, das in einem blassen, trüben Schein leuch-

tete wie ein kleines Nachtlcht in einer durchsichtigen Porzellanlampe.

„Wer bist denn du?“ fragte Pinocchio.

„Ich bin der Schatten der Sprechenden Grille“, antwortete das Tierchen mit einer so tonlosen Stimme, als käme sie aus einer andern Welt.

„Was willst du von mir?“ sagte der Hampelmann.

„Ich will dir einen Rat geben. Kehre um und bringe die vier Zechinen, die du noch hast, deinem armen Vater, der weint und über dein Ausbleiben verzweifelt ist.“

„Morgen ist mein Vater ein großer Herr, denn diese vier Zechinen sind dann zweitausend.“

„Traue denen nicht über den Weg, mein Junge, die dir versprechen, dich von morgens bis abends reich zu machen. Das sind meistens Verrückte oder Schwindler. Höre auf mich und kehre um!“

„Ich will aber weitergehen.“

„Es ist spätnachts!...“

„Ich will weitergehen!“

„Die Nacht ist dunkel...“

„Ich will aber weitergehen!“

„Der Weg ist gefährlich ...“

„Ich will weitergehen!“ (S. 63)

Pinocchio erweist sich als unbelehrbar. Schlimmer noch, er glaubt den heuchlerischen, frömmelnden Schwindlern mehr als den aufrichtigen, besorgten Warnern.

Pinocchio beginnt über das Leben zu philosophieren, aber, wie es für ihn typisch ist, unter völlig falschen Voraussetzungen.

„Es ist schon so’, dachte der Hampelmann, als er weiterging, daß wir armen Kinder zu bedauern sind. Alle schimpfen uns aus, alle geben uns Ermahnungen und gute Ratschläge. Wenn man sie ließe, würden sie sich alle in den Kopf setzen, unsere Väter und Lehrmeister zu sein: alle, auch die Sprechenden Grillen. Da haben wir’s ja: weil ich auf die dumme Grille nicht gehört habe, soll ich nun wer weiß wieviel Unglück haben. Sogar die Mordgesellen soll ich treffen! Gott sei Dank sind die von den Vätern nur dazu erfunden worden, um den Kindern Angst einzujagen,

die nachts aus dem Haus wollen! Und wenn ich ihnen auch auf der Straße hier begegnen sollte, würde ich dann vielleicht Angst vor ihnen haben? Nicht im Traum! Ich würde mich vor sie hinstellen und sie anschreien: „Meine Herren Mordgesellen, was wünschen Sie von mir? Bedenken Sie wohl, daß mit mir nicht gut Kirschen essen ist! Scheren Sie sich also fort, und zwar ohne viele Geschichten!“ Bei einer so ernsthaften Anrede kann ich mir schon vorstellen, daß die armen Mordgesellen wie der Wind auseinanderstieben. Sollten sie aber trotzdem so wenig Anstand besitzen und keine Lust haben, Fersengeld zu geben, dann werde eben ich Reißaus nehmen und die Angelegenheit auf diese Art zu Ende führen ...’ (S. 65f)

Doch so leicht kommt Pinocchio nicht davon, wie er sich denkt, denn er wird in stockfinsterer Nacht von zwei vermummten Gestalten überfallen. Vorsichtshalber hat er seine Goldmünzen in seinem Mund versteckt, den niemand aufbekommt, wenn er nicht will. Das merkt auch einer der Räuber,

als ihm Pinocchio ohne viel Federlesen die Hand abbeißt, die sich seltsamerweise als Katzenpfote erweist.

Pinocchio sucht das Weite und gelangt an ein Haus, in dem ein Mädchen mit türkisblauem Haar lebt, das von sich behauptet, tot zu sein. Aber wirklich helfen kann sie dem Jungen nicht, der bald darauf von den Räufern gefasst und mit dem Hals an einer Eiche aufgehängt wird.

Als nun der arme Pinocchio, den die Mordgesellen an einem Ast der Großen Eiche aufgehängt hatten, mehr tot als lebendig schien, kam das schöne Mädchen mit dem türkisblauen Haar wieder ans Fenster. Sie wurde beim Anblick des unglücklich Erhängten, der unter den Stößen des Nordwinds herumwirbelte, von tiefem Mitleid ergriffen und klatschte dreimal kurz in die Hände.

Auf dies Zeichen hin vernahm man lautes Flügelrauschen, und ein großer Falke ließ sich im Sturzflug auf dem Fenstersims nieder.

„Was befiehlt Ihr, lebenswürdige Fee?“ fragte der Falke und neigte den

Schnabel zum Zeichen der Ehrerbietung (man muß nämlich wissen, daß das Mädchen mit dem türkisblauen Haar niemand anderes war als eine gütige Fee, die seit über tausend Jahren dort in der Nähe des Waldes lebte).

„Kannst du den Hampelmann sehen, der an dem Ast der Großen Eiche baumelt?“

„Ich sehe ihn.“

„Gut. Flieg sofort hin, löse mit deinem starken Schnabel die Schlinge, an der er in der Luft hängt, und bette ihn vorsichtig aufs Gras unter der Eiche!“ (S. 74f)

Das Mädchen mit den türkisblauen Haaren, das in Wirklichkeit eine Fee ist, hat Mitleid mit dem Jungen und befiehlt ihrem Falken, ihn herabzulassen.

Weil Pinocchio kein Lebenszeichen von sich gibt, holt die Fee drei weise Ärzte.

Und die Ärzte kamen auch sogleich, einer nach dem andern: ein Rabe, ein Kauz und eine Sprechende Grille.

„Ich wünsche von Ihnen zu erfahren, meine Herren“, sagte die Fee und wand-

te sich an die drei Ärzte, die Pinocchios Bett umstanden, „ich wünsche von Ihnen zu erfahren, ob dieser unglückliche Hampelmann lebend oder tot ist.“

Auf diese Aufforderung trat zuerst der Rabe vor, befühlte Pinocchio den Puls, die Nase und dann die kleine Zehe. Und als er alles ganz genau befühlt hatte, sprach er mit würdiger Stimme die folgenden Worte:

„Nach meinem Dafürhalten ist der Hampelmann tot; sollte er jedoch unglückseligerweise nicht ganz tot sein, so wäre das ein sicheres Zeichen dafür, daß er immer noch lebendig ist.“

„Ich bedaure“, sagte der Kauz, „meinem hochverehrten Freund und Kollegen, dem Raben, widersprechen zu müssen, aber nach meinem Dafürhalten lebt der Hampelmann immer noch; sollte er jedoch unglückseligerweise nicht mehr leben, so wäre das ein Zeichen dafür, daß er tatsächlich tot ist.“

„Und Ihr schweigt?“ wandte die Fee sich an die Sprechende Grille.

„Ich bin der Meinung, daß ein kluger Arzt, der nicht weiß, was er sagen soll,

am besten schweigt. Im übrigen ist mir dieser Hampelmann kein unbekanntes Gesicht mehr: ich kenne ihn schon eine Zeitlang.“ (S. 76f)

Wie man sieht, wissen die drei tierischen Ärzte zwar unglaublich klug zu sprechen, geben aber wenig Aussagekräftiges von sich. Man muss leider befürchten, dass es um menschliche Ärzte nicht viel besser bestellt ist.

Die Sprechende Grille, die offenbar den Tod hinter sich gelassen hat, kennt Pinocchio am besten von den Dreien und weiß daher, wie man ihn wieder ins Leben zurückholt.

„Dieser Hampelmann“, fuhr die Sprechende Grille fort, „ist ein abgefeimter Taugenichts ...“

Pinocchio öffnete die Augen und schloß sie sogleich wieder.

„Er ist ein großer Lausbub, ein Faulpelz, ein Herumtreiber ...“

Pinocchio zog sich das Leintuch über den Kopf.

„Dieser Hampelmann ist ein ungehorsamer Junge, der seinen armen Vater vor lauter Kummer noch ins Grab bringen wird!“

Jetzt hörte man im Zimmer unterdrücktes Schluchzen und Weinen. Stellt euch vor, was für Gesichter sie alle machten, als sie das Leintuch ein wenig hochhoben und sahen, daß es Pinocchio war, der so weinte und schluchzte.

„Wenn der Tote weint, so ist das ein Zeichen dafür, daß er sich auf dem Wege der Besserung befindet“, sagte der Rabe feierlich.

„Ich sehe mich leider veranlaßt, meinem verehrten Freund und Kollegen zu widersprechen“, meinte der Kauz, „aber wenn der Tote weint, dann ist das nach meinem Dafürhalten ein Zeichen dafür, daß er nicht gerne stirbt.“ (S. 77f)

Aber kaum hat Pinocchio geschworen, sich zu bessern, schon fällt er in sein altes Verhalten zurück, indem er sich weigert, die bittere Medizin zu schlucken, die ihm die Fee bereitet hat. Erst das Auftreten von vier

schwarzen Kaninchen mit einer Totenbahre veranlasst ihn, nachzugeben.

Aber als er gefragt wird, ob er seine Münzen noch hat, lügt er, woraufhin seine Nase länger und länger wird. Zum Glück machen sie von der Fee gerufene Pickvögel wieder kleiner, nachdem er die Wahrheit gestanden hat.

Pinocchio erfährt, dass sein Vater auf der Suche nach ihm ist, und er will ihm entgegen gehen. Doch unglücklicherweise trifft er wieder auf Fuchs und Kater. Die beiden Ehrenmänner sind entsetzt, als sie hören müssen, unter welcher grausigen Räuber Pinocchio gefallen ist.

„Aber ich bin weggelaufen“, fuhr der Hampelmann fort, „und sie hinter mir her, bis sie mich eingeholt und an einem Ast dieser Eiche aufgehängt haben.“

Und Pinocchio deutete auf die Große Eiche, die vor ihnen stand.

„Kann man etwas Schmerzlicheres vernehmen?“ fragte der Fuchs. „In welcher Welt sind wir doch zu leben verur-

teilt! Wo können wir Ehrenmänner noch eine sichere Bleibe finden?“ (S. 88)

Pinocchio lässt sich abermals überreden, das Wunderfeld zu suchen, um dort seine Goldmünzen zu pflanzen. Nach getaner Arbeit lassen Fuchs und Kater den Jungen allein, der die Goldstelle regelmäßig gießt.

Es erscheint ein Papagei, der sich vor Lachen ausschüttet, was Pinocchio verärgert.

„Ich lache über die Dummköpfe, die allen Unsinn glauben und sich von gerissenen Leuten übers Ohr hauen lassen.“

„Meinst du vielleicht mich damit?“

„Ja, dich, armer Pinocchio: du bist so stockdumm, daß du glaubst, man könne das Geld auf die Felder säen und dann wie Bohnen oder Kürbisse ernten. Auch ich habe so etwas einmal geglaubt, und heute muß ich es bereuen. Heute (viel zu spät!) habe ich mich davon überzeugt, daß man, um auf ehrliche Weise etwas Geld zu bekommen, es mit seiner eigenen Hände Arbeit und mit seinem eigenen Verstand verdienen muß.“

„Ich kann dich nicht verstehen“, sagte der Hampelmann, der schon vor Angst zu schlottern anfang.

„Nun ja, dann werde ich mich eben besser verständlich machen“, fuhr der Papagei fort. „Während du in der Stadt warst, sind nämlich der Fuchs und der Kater hierher aufs Feld zurückgekommen, haben die vergrabenen Goldstücke weggenommen und sich dann wie der Wind davongemacht. Und wer sie jetzt noch erwischen kann, der hat was los!“
(S. 94)

Fuchs und Kater haben die Goldstücke längst ausgegraben und sind auf und davon. Pinocchio wendet sich an die Obrigkeit und wird von einem Richter zu Gefängnis verurteilt. Welche Art von Gerechtigkeit das ist, erfahren wir nicht: Will der Richter Dummheit angemessen bestrafen oder ist er selbst unendlich dumm und überheblich.

Zum Glück gibt es nach vier Monaten eine Amnestie, und Pinocchio wird entlassen. Jetzt ist der Junge ganz fest erfüllt von den allerbesten Vorsätzen. Fast wäre er jedoch von einer Riesenschlange gefressen wor-

den, hätte sich diese bei seinem Anblick nicht tot gelacht.

Der Hunger treibt ihn jedoch dazu, sich an fremdem Eigentum zu vergreifen, so dass er in einen Weinberg geht, um Trauben zu stehlen. Er wird sogleich in einem Fangeisen festgesetzt.

Der Bauer befreit ihn von dem Eisen, legt ihm aber einen Halsring an, weil er von nun an den Dienst des verstorbenen Wachhunds übernehmen soll. Und schon in der ersten Nacht erscheinen vier Steinmarder, die Pinocchio mit gestohlenen Hühner bestechen wollen – doch Pinocchio bleibt treu und bellt den Bauern wach, der die Steinmarder einfängt und dem Wirt verkauft, der sie als Hasenbraten anbieten will. Als Dank für seine Leistung erhält Pinocchio die Freiheit.

Auf dem Weg nach Hause kommt er wieder an dem Haus im Wald vorbei, wo er einen Grabstein mit einer Inschrift vorfindet.

Hier ruht das Mädchen mit dem türkisblauen Haar. Unter Schmerzen gestor-

ben, weil sie von ihrem kleinen Bruder Pinocchio verlassen wird. (S. 111)

Pinocchio wird von unendlicher Reue über den Tod seiner türkisblauen Schwester erfaßt. Bald darauf berichtet ihm ein Täuberich, dass sein Vater ein Boot gezimmert hat und auf dem Meer nach ihm sucht. Der Täuberich lässt Pinocchio aufsitzen und fliegt ihn zum Meer. Am Strand stehen Menschen und schauen aufs Wasser hinaus.

„Was ist hier los?“ fragte Pinocchio ein altes Frauchen.

„Ein armer Vater, der seinen Sohn verloren hat, ist mit einem kleinen Boot ausgefahren, weil er ihn auf der anderen Seite des Meeres suchen will. Und das Meer ist heute so stürmisch, und das kleine Boot kann jeden Augenblick untergehen.“

„Wo ist das Boot?“

„Dort, genau dort“, sagte das alte Frauchen und wies auf ein kleines Boot, das von weitem wie eine Nußschale aussah, mit einem winzig kleinen Menschen darin.

Pinocchio sah genau hin und stieß einen durchdringenden Schrei aus:

„Das ist ja mein Vater! Das ist ja mein Vater!“

Indessen wurde das kleine Boot von den stürmischen Wellen hin und her geschleudert, tauchte in die Wogen und kam wieder hoch; und Pinocchio stand auf der Spitze eines hohen Felsens und rief immerfort nach seinem Vater und gab ihm ein Zeichen mit den Händen, mit dem Taschentüchlein und sogar mit der Mütze, die er auf dem Kopf trug.

Und es schien, als ob Geppetto trotz der großen Entfernung seinen Sohn erkannt habe, denn auch er zog die Mütze und grüßte und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er gerne zurückkommen wolle, daß ihn aber da's stürmische Meer am Rudern und am Landen hindere.

Auf einmal wälzte sich eine riesige Welle heran, und das kleine Boot verschwand. Alle warteten, daß es wieder auftauchen würde, doch man sah es nicht mehr. (S. 115f)

Pinocchio stürzt sich ins Meer und schwimmt zu einer Insel. Dort berichtet ihm ein Delphin, dass sein Vater von einem Riesenhaifisch verschlungen wurde.

Der untröstliche Pinocchio wandert weiter ins Dorf der emsigen Bienen. Ausgerechnet im Ort der Fleißigen will Pinocchio faul sein. Nur ein einziges Mal lässt er sich hinreißen, einer alten Frau zu helfen, die sich als seine Fee herausstellt. Ihr gegenüber äußert er seinen größten Wunsch, nämlich ein Mensch zu werden. Davor ist allerdings ein grundsätzlicher Sinneswandel gesetzt.

„[...] Gute Jungen sind gehorsam, und du ...“

„Und ich bin nie gehorsam.“

„Gute Jungen lernen und arbeiten eifrig, und du ...“

„Und ich bin das ganze Jahr ein Faulenzer und Herumtreiber.“

„Gute Jungen sagen immer die Wahrheit ...“

„Und ich sage immer die Unwahrheit.“

„Gute Jungen gehen gern zur Schule ...“

„Und mir wird schon übel, wenn ich nur daran denke. Aber von heute an will ich ein anderes Leben beginnen!“
(S. 127f)

Und tatsächlich, Pinocchio ändert sich von Grund auf. Er geht regelmäßig zur Schule, lernt fleißig und ist drauf und dran, die Abschlussprüfung zu bestehen.

Aber schon naht wieder Unheil, denn er lässt sich von nichtsnutzigen Schülern verführen. Es kommt zu einer Prügelei, bei der ein Schüler einen zweiten mit einem schweren Buch aus dem Besitz von Pinocchio so stark am Kopf trifft, dass das Opfer wie tot am Boden liegt. Pinocchio als Eigentümer des Buches wird verhaftet; er flieht; er wird von einem Hetzhund verfolgt; er springt ins Wasser; der Hund springt ihm hinterher und ist drauf und dran zu ertrinken; Pinocchio rettet dem Hund das Leben.

Doch Pinocchio verheddert sich in einem Netz und wird von dem grobschlächtigen Fischer für essbar eingestuft: Er wird in Mehl gewendet und soll gesotten werden. Doch der dankbare Hetzhund namens Ali-doro rettet nun seinerseits den Jungen.

Pinocchio ist von nun an außerordentlich fleißig, und die Fee kündigt an, ihn in einen Menschen zu verwandeln. Doch bevor es so weit ist, naht eine weitere Versuchung in Gestalt des Schülers Docht, der wahre Wunderdinge vom Land der Spielzeuge zu erzählen weiß, wo es nur Spaß und Freude gibt und niemand arbeiten muss.

Es naht der Wagen, der die Kinder ins Spielzeugland bringen soll. Er wird von einer eigenartigen Sorte Esel gezogen.

Endlich kam der Wagen ganz geräuschlos angefahren, weil seine Räder mit Werg und Lumpen umwickelt waren.

Gezogen wurde er von zwölf kleinen Eselgespannen, und alle Tiere hatten die gleiche Größe, wenn auch verschiedene Haarfarbe.

Einige waren grau, andere weiß, wieder andere gesprenkelt wie Pfeffer und Salz, und dann gab es noch solche, die waren blau und gelb gestreift.

Aber das Sonderbarste war doch, daß die zwölf Gespanne, also die vierund-

zwanzig Eselchen, nicht wie alle andern Zug- und Lasttiere Hufeisen, sondern weiße Rindlederstiefelchen an den Füßen trugen, wie sie auch die Menschen haben. (S. 165f)

Pinocchio wehrt sich entschlossen gegen die Versuchung, aber im letzten Augenblick kann er doch nicht widerstehen und springt auf.

Eine tieftraurige Stimme spricht eine Warnung aus.

„Merk dir’s gut, du Dummkopf! Jungen, die das Lernen aufgeben und Büchern, Schulen und Lehrern den Rücken kehren, um nichts als Spiel und Vergnügen zu haben, können nur ein unglückliches Ende nehmen ... Ich weiß das aus eigener Erfahrung ... und kann dir’s sagen. Eines Tages wirst auch du weinen, wie ich jetzt weine ... aber dann wird es zu spät sein!“

Bei diesen schon mehr gehauchten als gesprochenen Worten erschrak der Hampelmann sehr, sprang vom Rücken

des Eselchens und griff ihm an die Schnauze.

Und stellt euch seine Verblüffung vor, als er merkte, daß sein Eselchen weinte ... ganz wie ein kleiner Junge weinte! (S. 169f)

Letzten Endes lässt sich Pinocchio aber nicht abhalten mitzufahren.

Die Wunder des Spielzeuglandes sind tatsächlich staunenswert.

Dies Land glich keinem andern Land der Erde. Seine Bevölkerung bestand ausschließlich aus Jungen. Die ältesten waren vierzehn Jahre alt und die jüngsten kaum acht. Auf den Straßen herrschte eine Fröhlichkeit, ein Lärm und ein Geschrei, daß einem Hören und Sehen dabei vergehen konnte! Überall konnte man ganze Scharen von Lausbuben sehen: die spielten mit Nüssen, mit Steinen, mit Bällen, fuhren Rad, ritten auf Holzpferdchen, spielten Blindekuh, haschten sich, waren als Hanswurst verkleidet und schluckten brennendes Werg, rezitierten, sangen, schössen

Purzelbäume, liefen auf den Händen, spielten mit Reifen, spazierten als Generale mit Papierhelm und Pappdegen herum, lachten, schrien, riefen, klatschten in die Hände, piffen, taten wie ein Huhn, das gerade ein Ei gelegt hat; kurzum, es herrschte ein solcher Höllenlärm, daß man sich die Ohren mit Watte zustopfen mußte, wollte man nicht taub werden. (S. 170f)

Pinocchio amüsiert sich grenzenlos. Aber nach fünf Monaten muss er feststellen, dass ihm Eselsohren wachsen. Auch sein Freund Docht macht diese Erfahrung und nennt die Krankheit Eselsfieber. Bevor sich die Beiden umschaun, haben sie sich vollständig in Esel verwandelt.

Docht wird an einen Bauern verkauft, während Pinocchio zum Zirkus kommt. Bei einer Vorführung bricht er sich ein Bein und muss zum Abdecker. Dieser will das Eselchen im Meer ersäufen, um seine Haut abziehen zu können.

Jedenfalls zahlte der Käufer die eine Lira und führte das Eselchen sofort ans Mee-

resufer. Dort band er ihm einen großen Stein an den Hals, knüpfte an eines seiner Beine ein Seil, das er in der Hand behielt, und stieß das Eselchen unvermutet mit einem kräftigen Stoß ins Wasser. (S. 189)

Als der Abdecker den vermeintlichen Esel wieder hochzieht, hat er einen hölzernen Jungen vor sich: Die brave Fee hat Fische geschickt, die das Eselsfell abgefressen haben.

Pinocchio springt wieder ins Meer und schwimmt hinaus, bis er von einem Riesenhaisfisch verschlungen wird und das Bewusstsein verliert.

Als er wieder zu sich kam, wußte er nicht einmal, wo er eigentlich war. Überall um ihn herum herrschte eine so große und tiefe Finsternis, daß ihm war, als steckte er mit dem Kopf in einem vollen Tintenfaß. Er horchte, konnte aber nicht das geringste Geräusch vernehmen; allerdings schlugen ihm von Zeit zu Zeit ein paar starke Windstöße ins Gesicht. Zuerst konnte er sich

nicht erklären, woher der Wind kam, aber dann merkte er doch, daß er aus den Lungen des Ungeheuers wehte. Man muß nämlich wissen, daß der Haifisch an starkem Asthma litt; und wenn er Luft holte, dann brauste das wie der Nordwind. (S. 196f)

Pinocchio trifft im Laib des Haifisches einen Thunfisch, der ebenfalls verschlungen wurde und nun darauf wartet, verdaut zu werden.

„Ich bin's: ein armer Thunfisch, den der Haifisch mit dir zusammen verschluckt hat. Und was für ein Fisch bist du?“

„Ich habe gar nichts mit Fischen zu tun. Ich bin ein Hampelmann.“

„Wenn du also kein Fisch bist, warum hast du dich dann von dem Ungeheuer verschlingen lassen?“

„Ich habe mich gar nicht verschlingen lassen: es hat mich verschlungen! Und was sollen wir jetzt im Dunkeln tun?“

„Uns bescheiden und abwarten, bis uns der Haifisch alle beide verdaut hat!“

„Aber ich will nicht verdaut werden!“ schrie Pinocchio und fing wieder zu weinen an.

„Ich will auch nicht verdaut werden“, meinte der Thunfisch, „aber ich bin Philosoph genug, um mich mit dem Gedanken zu trösten, daß, wenn man schon einmal als Thunfisch geboren wurde, es doch besser ist, im Wasser zu enden als eingemacht im Öl.“ (S. 197f)

Dann entdeckt Pinocchio weiter im Innern des Haifischs ein Licht und geht darauf zu.

Und als er angekommen war ... was sah er da? Ihr dürft tausendmal raten: er sah ein gedecktes Tischchen mit einer brennenden Kerze darauf, die in einer grünen Flasche steckte, und am Tischchen saß ein alter Mann, der war so weiß wie Schnee oder wie Schlagsahne und kaute ein paar lebendige Fischchen; und die Fischchen waren so lebendig, daß sie ihm beim Essen sogar manchmal aus dem Mund heraus sprangen.

Bei diesem Anblick wurde Pinocchio von so heftiger und unvermittelter Freude gepackt, daß er „schier den Verstand verlor. Er wollte lachen, er wollte weinen, er wollte so viel sagen! Statt dessen stotterte er nur abgerissene und unzusammenhängende Worte. Schließlich konnte er doch einen Freudenschrei ausstoßen, breitete seine Arme aus, warf sich dem alten Mann an den Hals und rief:

„Ach, mein liebes Väterchen! Endlich habe ich Euch wiedergefunden! Jetzt will ich Euch nie, nie, nie wieder verlassen!“

„Also sehe ich doch recht?“ sagte der alte Mann und rieb sich die Augen. „Also bist du wirklich mein lieber Pinocchio?“ (S. 200f)

Zwei Jahre harrt Geppetto schon im Haifisch aus. Am Leben erhalten konnte er sich, weil der Haifisch ein ganzes Schiff samt Vorräten verschluckt hatte.

Pinocchio nimmt seinen geschwächten Vater auf die Schulter und geht zum Schlund des Haifischs. Als dieser einge-

schlafen ist, springt er mit Geppetto ins Meer. So gut das hölzerne Bengel auch schwimmen kann, auf Dauer kann er seinen Vater nicht mit über Wasser halten, und so wären Beide ertrunken, tauchte nicht der Thunfisch auf, der sich an Pinocchio ein Beispiel genommen hat, und rettete ihn und seinen Vater.

An Land angekommen, haben die Beiden eine seltsame Begegnung.

Sie waren noch keine hundert Schritt weit gekommen, als sie zwei häßliche Fratzen am Straßenrand sitzen sahen, die um Almosen baten.

Das waren der Kater und der Fuchs, aber man konnte sie kaum noch erkennen. Stellt euch vor, daß der Kater dadurch, daß er sich blind gestellt hatte, mit der Zeit tatsächlich erblindet war. Und der gealterte, ganz zerrupfte und auf der einen Seite lahm gewordene Fuchs hatte überhaupt keinen Schwanz mehr. Das war nämlich so zugegangen: dieser traurige Dieb war in größtes Elend geraten und hatte eines schönen Tages sogar seinen wunderbaren

Schwanz einem fahrenden Händler verkaufen müssen, der einen Flederwisch daraus machte.

„Ach, Pinocchio!“ rief der Fuchs mit wehleidiger Stimme, „gib uns beiden armen Kranken ein kleines Almosen!“

„Almosen!“ wiederholte der Kater.

„Gehabt euch wohl, ihr zwei Heuchler!“ antwortete der Hampelmann. „Ihr habt mich einmal betrogen, ein zweites Mal soll es euch nicht mehr gelingen!“
(S. 209)

Jetzt würden die ins Elend gefallenen Fuchs und Kater tatsächlich Hilfe brauchen, aber der hart gewordene Pinocchio verweigert sie ihnen.

Auf einem Bauernhof bettelt Pinocchio um ein Glas Milch, muss aber schließlich einsehen, dass er ohne zu arbeiten nichts bekommt. Er wird ungemein fleißig, ernährt sich und seinen Vater und kann sogar Geld sparen. Zufällig trifft er seinen alten Freund Docht, der immer noch im Eselskleid ausharrt und hierin seine letzten Atemzüge tut.

Schließlich will sich Pinocchio von seinem Geld einen guten Anzug kaufen. Aber da erscheint die Schnecke der Fee und berichtet, dass ihre Herrin schwer krank ist. Pinocchio überwindet sich und schenkt sein ganzes Geld der Schnecke, um damit die Fee heilen zu lassen.

Pinocchio arbeitet noch viel fleißiger und hat einen bemerkenswerten Traum.

An dem Abend blieb Pinocchio nicht nur bis zehn Uhr, sondern bis Schlag Mitternacht auf; und er flocht nicht acht Binsenkörbe, sondern sechzehn. Dann ging er zu Bett und schlief ein. Und im Traum sah er die Fee; sie war wunderschön und gab ihm lächelnd einen Kuß und sprach:

„Brav, Pinocchio! Weil du ein so gutes Herz gehabt hast, will ich dir alle deine Streiche bis auf den heutigen Tag verzeihen. Kinder, die ihren Eltern im Unglück und in der Krankheit liebevoll beistehen, verdienen stets großes Lob und große Zuneigung, auch wenn sie nicht gerade Musterbeispiele von Gehorsam und gutem Betragen sind. Sei vernünf-

tig in Zukunft, und du wirst glücklich sein!“

An dieser Stelle ging der Traum zu Ende, und Pinocchio wachte mit weit aufgerissenen Augen auf.

Nun stellt euch sein Erstaunen vor, wie er beim Aufwachen merkte, daß er gar kein hölzerner Hampelmann mehr, sondern ein richtiger Junge wie alle andern war! Er sah sich um und erblickte statt der gewohnten Hüttenwände aus Stroh ein schönes und geschmackvoll ausgestattetes Kämmerchen. Er sprang aus dem Bett, und da lag ein schöner neuer Anzug bereit, eine neue Mütze und ein Paar Lederstiefelchen, die ihm wie angegossen paßten.

Er zog sich schnell an und mußte natürlich gleich seine Hände in die Hosentaschen stecken; da zog er einen kleinen elfenbeinernen Geldbeutel heraus, auf dem die Worte standen: „Die Fee mit dem türkisblauen Haar erstattet ihrem lieben Pinocchio die vierzig Sechser zurück und dankt ihm für sein gutes Herz.“ Er machte den Geldbeutel auf, und an Stelle der vierzig kupfernen

Sechser blinkten ihm vierzig ganz neue Goldzechinen entgegen.

Dann stellte er sich vor den Spiegel und kannte sich selber nicht mehr. Er sah nämlich nicht mehr das gewohnte Ebenbild des hölzernen Hampelmanns, sondern das eines lebhaften, klugen und hübschen Jungen mit kastanienbraunem Haar, blauen Augen und einem fröhlichen und festlichen Gesicht. (S. 216ff)

Die Traumfee hat Pinocchio für seine selbstlose Tat in einen richtigen Jungen verwandelt und ihm außerdem sein Geld wiedergegeben.

„Sagt mir bitte, liebes Väterchen: Wie erklärt Ihr Euch nur diese plötzliche Veränderung?“ fragte Pinocchio, fiel Geppetto um den Hals und küßte ihn herzlich.

„Diese plötzliche Veränderung in unserem Haus ist ganz allein dein Verdienst“, erwiderte Geppetto.

„Warum mein Verdienst?“

„Weil böse Kinder, wenn sie zu guten Kindern werden, die Fähigkeit haben, alles in ihrem Familienkreis neu und froh zu machen.“

„Und wo hat sich denn der alte hölzerne Pinocchio versteckt?“

„Da steht er“, antwortete Geppetto. Und er zeigte ihm einen großen Humpelmann, der an einem Stuhl lehnte; der hätte den Kopf auf die eine Seite gedreht, ließ die Arme schlaff herunterhängen und knickte die übereinandergeschlagenen Beine so sehr ein, daß man gar nicht verstand, wie er sich überhaupt noch aufrecht halten konnte.

Pinocchio wandte sich um und betrachtete ihn. Und nachdem er ihn ein Weilchen betrachtet hatte, meinte er voller Genugtuung zu sich selbst:

„Wie komisch war ich doch als Humpelmann! Und wie froh bin ich, daß ich jetzt ein richtiger Junge bin!“ (S. 218f)

Geppetto erklärt, dass Pinocchios Wandlung von einem bösen zu einem guten Kind auch seine äußere Verwandlung bewirkte. Pinocchio betrachtet verwundert sein altes

Ich, das leblos an einem Stuhl lehnt, und ist froh, ein richtiger Junge zu sein.

Ende.

Pinocchio ist eines der berühmtesten Kinderbücher der Welt und wird bis heute mit Begeisterung gelesen. Auf Deutsch ist der Roman in zahllosen Übersetzungen, häufig auch Kürzungen, mit den verschiedensten Illustrationen und unter den unterschiedlichsten Titeln erschienen: Der Humpelmann heißt mal Hippeltitsch, mal hölzernes Bengele, mal Kasperle, mal Kötzli, mal Purzel, in jüngster Zeit meistens *Pinocchio*.

Seinen Erfolg verdankt der Roman Carlo Collodis überragender Erzählkunst. Auf der einen Seite wird er sentimental, wo es angebracht ist, auf der anderen gnadenlos realistisch, wo es dramaturgisch notwendig ist: Hunger und Not, Neid und Gier, Spott und Verachtung, und schließlich der allgegenwärtige Tod lassen den Leser nie zu Atem kommen.

Die Geschichte erschien erstmals 1881 in sechsunddreißig Folgen in einer Florenzer Wochenzeitschrift, wobei Collodi in jeder Fortsetzung sorgfältig einen neuen Span-

nungsbogen aufgebaut hat, was auch erklärt, warum Pinocchio sich immerfort in neue Schwierigkeiten bringt und daraus jeweils nur mit knapper Not gerettet wird.

Vordergründig ist der Roman eine Mahnung an die kindlichen Leser, stets den Ratschlägen ihrer Erzieher zu folgen, wenn sie nicht ein schlimmes Schicksal erleiden wollen. Pinocchio schlägt eben diese erzieherischen Maßnahmen immer wieder in den Wind, ohne dauerhaft aus Schaden klug zu werden.

Allerdings ist die Situation, in der sich Geppetto und sein Zögling befinden, eine besondere: Während andere Kinder von klein auf Gelegenheit haben, Erfahrungen zu sammeln, wird Pinocchio als vielleicht Zehnjähriger in die Welt geworfen, ohne im mindesten auf ihre Eindrücke vorbereitet zu sein. So ist es kein Wunder, dass Pinocchio, der von Haus aus über eine sehr geringe Aufmerksamkeitsspanne zu verfügen scheint – er ist eben tatsächlich ein Holzkopf – von all dem Neuen, das ihm begegnet, schier überwältigt ist. Er ist unerfahren, aber nicht böseartig: Stets bemüht er sich, das Richtige zu tun, ist aber im nächs-

ten Moment schon wieder abgelenkt und gerät auf Abwege.

In einer begüterten Familie kümmert sich ein Kindermädchen um die Kleinen; in armen Familien ziehen die älteren Geschwister die jüngeren auf, und das meistens in einem strengen Regiment. Hier dagegen ist allein der alte, müde Vater – eher ein Großvater – da, um auf das quirlige Kind aufzupassen, womit er natürlich völlig überfordert ist.

Die Fee steht Geppetto im Hintergrund zur Seite. Sie hat wohl auch mütterliche Gefühle für Pinocchio, ist aber eben doch kein Mensch, sondern hat die Neigung zum Schabernack, der den Entrischen zu eigen ist, und stellt ihren Schützling nicht nur aus Notwendigkeit, sondern auch aus Freude am Necken auf die Probe.

Die wesentliche Lehre, die man aus *Pinocchio* ziehen kann, ist, dass man Kinder zwar ermahnen kann, dass die Wirkung aber zeitlich eng begrenzt ist. Wirkliches, nachhaltiges Lernen erfahren Kinder nur durch eigene Erfahrung, wobei den Eltern die Aufgabe zufällt, dafür zu sorgen, dass dieses Lernen in einer geschützten Umge-

bung stattfindet. 1881, in der Zeit der großen Kindersterblichkeit, mag das in den kinderreichen armen Familien noch ein wenig anders ausgesehen haben als heute: Ein Kind lernt von selbst, wovor es sich zu hüten hat, oder es lernt es eben nicht.

Wer weiß, was Geppetto als Junge alles angestellt hat, bevor er aus Erfahrung klug geworden ist. Nun versucht er, diese Erfahrung an Pinocchio weiterzugeben, obwohl er doch wissen müsste, dass Jungen nur durch das Hinzulernen, was sie selbst erleben. Aber so ist halt die Welt: Die Alten können nicht anders, als die Jungen zu belehren, und diese, selbst alt geworden, wiederum ihre Nachkommen; auch wenn der Nutzen fragwürdig ist, sie müssen es aus einem inneren Zwang heraus tun.

Daneben ist *Pinocchio* auch noch eine Satire auf die Menschen und ihre Schwächen, insbesondere Missgunst und Geldgier; vor allem aber macht sich Collodi lustig über die Verbohrtheit und Überheblichkeit von Polizei, Justiz und Ärzteschaft.

Sven Kellerhoff

ZIRBENHOLZ UND ALPENMORD

Ein Allgäu-Krimi



Sven Kellerhoff

***Leopold Geiger & Anna Zähler 1:
Zirbenholz und Alpenmord. Ein Allgäu-
Krimi***

Book on Demand (PB 258 S./€ 11,99)

Norderstedt 2021

Genre: Krimi

Markus betrachtete seine Handschuhe: „Das könnte Blut sein, aber an meinen Händen ist alles okay. Hat da jemand Blut auf die Sprossen geschmiert?“

„Hier, da kommt es her!“, meinte Thomas und zeigte auf den Rand der kreisrunden hohlen Stahlstützen. „Rundherum eingetrocknetes Blut, der komplette Rand ist voll damit.“ „Was ist denn los?“, rief ein Kollege von unten und wedelte mit dem Verbandskasten.

„Markus ist nicht verletzt! War ein Spaß! Wir schauen uns das hier genauer an“, rief Thomas zu seinen Kollegen hinunter. Das eingetrocknete Blut zog sich wie ein Schmierfilm ins Innere der Röhre, bis die Dunkelheit es verschluckte. Thomas zog eine Taschenlampe aus

seiner Multifunktions-Handwerkerhose und leuchtete in das Innere der Röhre. Tief unten war nur etwas Fellartiges zu sehen. Schnell war den beiden klar, dass sich ein Tier an der Röhre verletzt haben und hineingefallen sein musste. Doch wie sollten Sie da nun herankommen? Der Haken ihres Krans konnte dabei nicht helfen. Wenn sie das Tier bergen wollten, mußte die obere der beiden Stahlröhren noch mal abmontiert werden. (S. 8f)

In Oberstdorf im Allgäu wird die Nebelhorn-Seilbahn erneuert. Überraschenderweise findet man an der neuen Stütze Nummer drei Blutspuren.

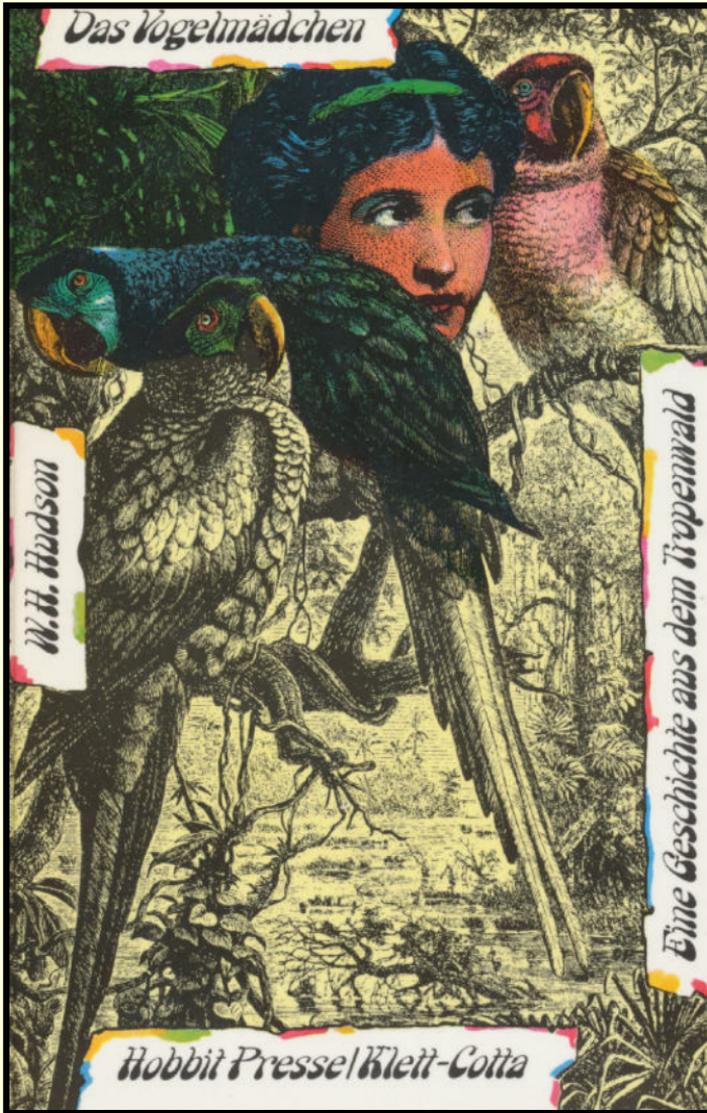
„Verdammt, das ist ein Kopf. Das ist der Kopf eines Menschen“, flüsterte Markus kaum hörbar in den Morgennebel. „Das war ein Kopf“, antwortete Thomas, der sich wieder fasste und die Entdeckung genauer betrachtete. Es war nicht nur ein Kopf, der in der Röhre steckte, es war eine ganze Leiche. Sie blickten in ein blasses blutleeres Gesicht eines

Mannes, dessen Augen ins Nirgendwo schauten. Mit dem getrockneten Blut im Gesicht des Toten bot sich ein grausiger Anblick, der schlimmer zu ertragen war als die Klausenmasken, die jedes Jahr zum Klausentreiben auf den Straßen des Allgäus zu sehen waren. (S. 9f)

In der Röhre steckt kein Tier, wie die Arbeiter anfangs meinten, sondern eine menschliche Leiche.

Das ist ein Fall für die Kriminalbeamten Leopold Geiger und Anna Zähler aus Kempten. Es stellt sich heraus, dass der Mann durch einen Stich getötet wurde, aber nicht an der Fundstelle. Er wird als Ludwig Klausner, Chef der Seilbahngesellschaft in den Tuxer Alpen identifiziert. Leopold & Anna machen sich auf den Weg nach Mayrhofen im Zillertal, um Witwe, Freunde und Mitarbeiter des Opfers zu befragen. Doch bevor sie sich umschaun, gibt es zwei weitere Tote, die alle in Zusammenhang mit einem umstrittenen Seilbahn- und Hotelbau stehen.

Zirbenholz und Alpenmord ist ein unterhaltsamer Krimi in alpenländischer Atmosphäre.



*Hudson, H. R.: Vogelmädchen

H. R. Hudson [William Henry Hudson, 1841–1922]

Das Vogelmädchen. Eine Geschichte aus dem Tropenwald

(Green Mansions. A Romance of the Tropical Forest, 1904)

Klett-Cotta (PB 364 S./DM 24,00)

Stuttgart 1980

Aus dem Englischen von Kuno Weber

Genre: Phantastik

Ich weiß nicht mehr, wer einmal gesagt hat: Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient. Venezuela jedenfalls hat diejenige, die es verdient und die für dieses Land am besten paßt. Wir nennen es eine Republik, nicht nur, weil es keine ist, sondern weil jedes Ding einen Namen haben muß; und einen guten oder doch einen schönen Namen zu haben, ist sehr dienlich ... zumal, wenn man Geld borgen will. Wenn die auf einem Gebiet von einer halben Million Quadratmeilen dünn verstreut lebenden Venezolaner statt aus durchwegs anal-

phabetischen Bauern, Mischlingen und Eingeborenen aus gebildeten, intelligenten, um das öffentliche Wohl besorgten Männern beständen, dann könnten sie über eine wahrhafte Republik verfügen. Statt dessen haben sie ein durch Revolutionen reguliertes Cliquenregime, das übrigens ganz das Richtige ist, da es sich im Einklang befindet mit der Natur des Landes und dem Naturell des Volkes. (S. 14)

Der Autor trifft in Georgetown, Guyana, einen alten Mann, der sich Mr. Abel nennt und aus Venezuela stammt. Als die Beiden miteinander vertraut geworden sind, erzählt Abel die Geschichte seines Lebens.

Eines missglückten Aufstandes wegen, an dem er teilgenommen hatte, muss er aus seinem Heimatland in den Urwald fliehen, wo er, durch Krankheit geschwächt, eine Zeitlang bei Indianern lebt. Diese berichten ihm, dass ein Stück Wald für sie Tabu ist, weil es von einer Dämonin beherrscht wird. Abel will dem Geheimnis auf die Spur kommen und dringt in den Urwald vor, wo er einen wundersamen Vogelschwarm ver-

folgt. Plötzlich hört er überirdisch schöne Töne.

Doch meine Rast hatte kaum einige Augenblicke gedauert, als die Stille unterbrochen wurde durch leise Töne zauberhaften Vogelsangs, Klänge, so wunderbar rein und ausdrucksvoll, wie ich sie noch von keinem Instrument je gehört hatte. Sie schienen aus einem von den breiten Blättern einer Kletterpflanze gebildeten Dickicht in meiner nächsten Nähe herzukommen. Den Blick auf dieses grüne Versteck geheftet und den Atem anhaltend, wartete ich auf die Wiederholung des Tonwunders, wobei ich mich fragte, ob etwas Derartiges jemals von einem Bewohner der Kulturwelt vernommen worden sei. Bestimmt nicht, sagte ich mir, denn die Kunde von einer solchen Himmelsmusik würde sich längst verbreitet haben. Der Rialejo fiel mir ein, der berühmte Orgel- oder Flötenvogel, dessen Trillergesang auf die Hörer einen so verschiedenartigen Eindruck macht. Den einen kommt er vor wie der herrliche Klang eines rät-

selhaften Instruments, den andern wie der Gesang eines fröhliches Kindes, das eine ungewöhnlich melodische Stimme hat. Dem Gesang des Rialejo hatte ich in den Wäldern Guayanas oft mit Entzücken gelauscht, aber dieses Lied hier oder, wenn man will, diese Tonfolge hatte einen gänzlich andern Charakter. Sie war reiner, ausdrucksvoller, zarter, ja so leise, daß ich sie auf vielleicht vierzig, fünfzig Schritte Abstand nicht gehört haben würde. Ihr stärkster Reiz jedoch war die Ähnlichkeit mit der menschlichen Stimme, einer fast zu einer Engelsstimme geläuterten, aufgehellten Menschenstimme. (S. 49)

Abel stellt schließlich fest, dass das vogelähnliche Singen, das in dem Waldstück zu hören ist, von einem jungen Mädchen stammt. Abel, der von dem Mädchen angezogen ist, wendet viel Mühe und Geduld auf, ihr Vertrauen zu erlangen. Schließlich findet er durch Zufall die Hütte, in der sie, Rima, mit ihrem Pflegevater Nuflo lebt.

Nuflo hatte einst eine verletzte, schwangere Frau zu sich genommen, die er

für eine Heilige des Himmels hielt und die sich nur in der singenden Sprache Rimas ausdrücken konnte, die niemand auf dieser Welt zu kennen schien. Von Abel erfährt Rima schließlich, dass die Riolama-Berge, nach denen sie genannt ist, nicht der Sage angehören, wie ihr Nuflo immer weismachte, sondern tief im Urwald tatsächlich existieren. Rima zwingt Nuflo, sie zu diesen Bergen zu begleiten.

Am Ende der gefährvollen Wanderung steht die Erkenntnis, dass Rimas Volk nicht mehr existieren könne, dass es Rimas Mutter sonst schon zu deren Lebzeiten in ihre Heimat zurückgezogen hätte. Rima verwindet dies nur durch ihre Liebe zu Abel. Sie macht sich alleine auf den Heimweg, um vor Abel und Nuflo anzukommen um beiden einen warmen Empfang nach den vielen Strapazen bieten zu können.

Doch als Abel und Nuflo zu Hause sind, ist die Hütte zerstört und Rima verschwunden. Von den Indianern erfährt Abel schließlich, dass sich diese nach Rimas Verschwinden in deren Wald gewagt hätten; als sie wieder aufgetaucht sei, habe man

den Baum, auf dem sie sich aufhielt, angezündet und die Dämonin verbrannt.

Das Vogelmädchen ist ein melancholisches Buch, frei von Pathos und Kitsch. Der Autor nimmt sich viel Zeit für breite Schilderungen des Dschungels, der Vögel und Rimas selbst. Unsentimental schildert er die langsame Entwicklung der Liebe zwischen Rima und Abel, wie auch die Reifung Abels selbst, der ein anderer Mensch ist beim Verlassen des Dschungels als bei Betreten.

Abschließend kann man sagen, dass das Buch nicht zu Unrecht dem Vergessen entrissen wurde, wenn ihm auch die Zeichen seines Alters anhaften, nämlich eine altmodische, manchmal etwas langatmige Erzählweise und die typische Haltung der Kolonialherren den Indianern gegenüber.

Adam Fawner

Null

(Improbable, 2005)

rororo 23 941 (TB 586 S./€ 9,90)

Reinbek bei Hamburg 2007

**Aus dem Amerikanischen von Jochen
Schwarzer, Andree Hesse und Frank
Böhmert**

Genre: Phantastischer Thriller

„Das macht zwanzig für Sie, Caine.
Sind Sie dabei oder nicht?“

David Caine hörte die Frage, konnte aber nicht antworten; seine Nase ließ ihn nicht. Der Gestank ähnelte nichts, was er je gerochen hatte – eine widerliche Brühe aus ranzigem Fleisch und faulen Eiern in einem Kübel voll Urin. Er hatte im Internet gelesen, dass sich schon Leute umgebracht hatten, weil der Gestank so unerträglich wurde. Er hatte das zunächst nicht geglaubt, aber nun ... nun kam es ihm gar nicht mehr so abwegig vor. (S. 13)

David Caine ist ein genialer Mathematiker, der an der Universität als Statistik-Dozent

arbeitet. Doch in seiner Freizeit verzieht er sich in eine finstere Bar unter einem verrufenen Nachtclub und spielt dort Texas Hold 'Em. Dank seiner überragenden Fähigkeiten im Kopfrechnen kann er alle Wahrscheinlichkeiten für Gewinn oder Verlust im Flug berechnen, aber diesmal spielt ihm seine angeborene Krankheit, die Epilepsie, einen Streich.

Als Caine sah, dass die erste eine Pikdame war, wusste er, dass Walter gewonnen hatte. Dennoch sah er wie versteinert zu, als der alte Mann auch die Pikzehn aufdeckte. Royal Straight Flush. Es war das einzige Blatt, das Caines Vierling schlagen konnte. Er hatte alles verloren. Es kam ihm unwirklich vor. Die Wahrscheinlichkeit war so gering gewesen, dass es beinahe unmöglich war. (S. 27)

Als er im Krankenhaus wieder aus der Bewusstlosigkeit erwacht, muss er erfahren, dass er große Summen verloren hat. Sein Leben ist in Gefahr, weil er nicht in der Lage ist, zu bezahlen. Krank wie er ist, muss

er fliehen. Die Antidepressiva, die er nimmt, um die Epilepsie in den Griff zu bekommen, sollen Schizophrenie auslösen können, muss er erfahren.

David älterer Bruder Jasper will ihm helfen, hat aber auch nicht die Mittel dazu. Unglücklicherweise hört Jasper Stimmen, die ihm Anweisungen für seine Handlungen geben.

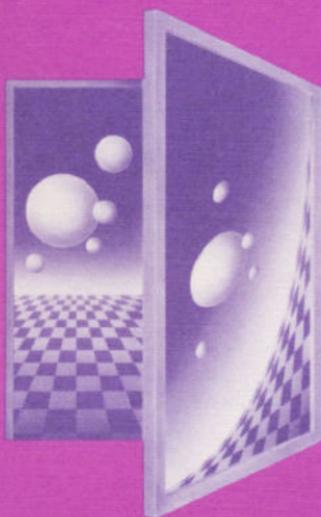
Gleichzeitig erfahren wir von einer CIA-Agentin namens Nava Vaner, die sich mit dem Verkauf geheimer Daten einen Nebenverdienst beschafft. Bedauerlicherweise war sie gezwungen, mit einer CD, die sie an die Nordkoreaner verscherbeln wollte, einem Feind das Gesicht zu zerschneiden, wodurch die CD beschädigt wurde. Nun fordern die Koreaner von ihr nicht nur eine neue CD, sondern wollen auch ihr Geld zurück, andernfalls sie Nava zu töten drohen.

Null erzählt von Ereignissen, die eine so geringe Wahrscheinlichkeit haben, dass sie eigentlich nie eintreten, was der Autor mit sorgfältigen Berechnungen belegt. Dass es aber trotzdem zu so unvorhersehbaren Ereignissen kommt, muss einen Grund haben: Hat ein ungewöhnlicher Zufall zugeschla-

gen? Sind die Beteiligten verrückt und bilden sich die Ereignisse nur ein? Oder sind hier übernatürliche Kräfte, die die Wahrscheinlichkeit außer Kraft setzen können, am Werk?

Oswald Levett Verirrt in den Zeiten

Phantastischer Roman
Phantastische Bibliothek
suhrkamp
taschenbuch



*Levett, Oswald: Verirrt in den Zeiten

Oswald Levett [Oswald Franz Levett, eigentlich David Loewitt, 1884–1942]

***Verirrt in den Zeiten* (1933)**

**Suhrkamp st 1282 Phantastische
Bibliothek 178 (TB 140 S./DM 9,00)**

Frankfurt am Main 1986

Genre: Science Fiction

Das Geheimnis ist der Liebling der Geschichte. Dunkles Geschehen, rätselhafte Menschen sind immer wieder Gegenstand historischer Betrachtung, poetischer Gestaltung. Caspar Hauser, Demetrius, Heinrich von Plauen, der falsche Waldemar – und wie sie alle heißen mögen, die Geheimnisvollen.

Doch in dem wohlbestellten Felde klafft noch Brachland; denn jede Galerie der Seltsamkeiten weist eine bemerkenswerte Lücke.

Ich meine jenen Mann, den alte Chroniken „den Frömbden von Ansbach“ nennen. Soviel ich weiß, sind es drei Quellen, die ihn erwähnen: eine „Relation aller Fürnemen vnd gedenckwürdi-

gen Historien / so sich hin vnd wieder in Hoch- vnd Nieder-Teutschland verlauffen vnd zugetragen“, also eine Zeitung aus Köln; die Chronik des Stadtschreibers von Ansbach und eine Handschrift des Klosters Oldisleben. Sie alle drei berichten übereinstimmend: *Am andern Montag nach Peter und Paul das war am 9. Juli des Jahres 1632, erschien plötzlich in dem Hause eines Rats Herrn von Ansbach ein Mann, den niemand zuvor eintreten, den überhaupt niemand weit und breit je zuvor gesehen hatte. Seine Tracht war völlig unbekannt, nicht nur in Deutschland sondern auch in fremden Ländern. Die Sprache, die er redete, glich sie auch der deutschen, klang fremd und war zum großen Teile unverständlich. Der Mann behauptete, er stamme aus dem neunzehnten Jahrhundert, habe in dieser Zeit gelebt bis zum Jahre 1906 und sei nun rückversetzt worden. Des Dreißigjährigen Krieges Dauer und Ausgang und alle großen Weltbegebenheiten sagte er aufs genaueste voraus. Auch baute er Maschinen, die mächtige Wunder wirkten. Rätselhaft*

wie sein Erscheinen war sein Ende und grauenvoll. (S. 7)

Der namenlose Erzähler, ein Rechtshistoriker von Beruf, erhält im Jahr 1924 von der Akademie der Wissenschaften in München den Auftrag, die Rechtsaltertümer von Stadt und Kreis Ansbach zu sammeln und herauszugeben.

Zu diesem Zweck quartiert er sich bei der verwitweten Frau Professor Büttgemeister, siebzig Jahre alt, ein. Im Haus hängen zwei Bilder, eines einige hundert Jahre alt, eines neu, die scheinbar denselben Menschen zeigen, wenngleich mit unterschiedlichen Gesichtsausdrücken.

Frau Büttgemeister erläuterte: Das alte Bildnis stelle einen Ahnen ihres Gatten dar, Matthäus Büttgemeister, der um die Zeit des Dreißigjährigen Krieges als Ratsherr zu Ansbach lebte. Offenbar ging er just auf Freiersfüßen, der wohl-edle Ratsherr. Daher die Nelken auf dem Bilde. Nelken bedeuten in der Blumensprache jener Zeit glückliche Liebe. Aus alten Familienpapieren ginge hervor,

daß das Bild aus dem Jahre 1632 stamme. Wer es verfertigte, blieb unbekannt.

Und auf dem andern Bild ... das war ihr Sohn Erasmus. Ihr einziges Kind — gewesen, kam es nach mit tonlos-müder Stimme. Ich wagte keine weitere Frage. (S. 13)

Später erfährt der Erzähler, dass Frau Büttgemeisters Sohn Erasmus mit einer Agathe verlobt war, die, während sie auf die Ankunft ihre Bräutigams am Bahnsteig wartete, von der Lokomotive erfasst wurde und starb; seit damals verfiel Erasmus immer stärker dem Trübsinn.

Die Mutter berichtet.

Oft, ich gestehe es, versuchte ich, durchs Schlüsselloch zu spähen. Wahrhaftig nicht aus bloßer Neugierde, nein, aus Besorgnis. Denn ich hatte immer solch eine trübe Ahnung, daß es mit dieser geheimnisvollen Erfindung noch ein Unglück geben werde. Und ich bleibe heute noch dabei, daß diese unglückselige Erfindung irgendwie mit

seinem Verschwinden in Zusammenhang steht.

Nun, wenn ich so durchs Schlüsselloch lugte, dann sah ich den Schreibtisch bedeckt mit ganzen Stößen von Papieren, und er, er rechnete, rechnete, schrieb. Oft saß er, den Kopf tief in die Hände vergraben, stundenlang regungslos, um plötzlich aufzuspringen und durchs Zimmer zu jagen, auf und ab, rastlos, mit fiebergelühenden Wangen und wirren Haaren, die Stirne schweißbedeckt, abgerissene Worte vor sich hin murmelnd — wie ein Gehetzter, wie ein Besessener.

Und mitten im Zimmer da stand eine Maschine, reichlich so groß wie ein Automobil, ein ganzes Wirrsal von Rädern, Rädchen, Sparren, Bolzen und Schrauben. Das zuckte und vibrierte und schillerte und oszillierte, wie wenn tausend böse Geister drinnen stäken; und geheimnisvolle Lichter flammten auf, vielfarbig wie die Augen eines Dämons. (S. 18)

Erasmus schließt sich immer länger in seinem Zimmer ein, wo er über mathematischen Formen brütet und an einer dämonischen Maschine baut.

Im Jahr 1906 verschwindet Erasmus für immer. Als man die von innen verschlossene Tür seines Zimmers aufbricht, steht da nur die Teufelsmaschine.

Der Erzähler hat im Gerichtsgebäude von Ansbach zu tun und wird Zeuge, wie Durchbruchsarbeiten gemacht werden. In dem neu erschlossenen Gewölbe – offenbar einem früheren Kerker – entdeckt er auf dem Boden eine lose Steinplatte, unter der ein Säckchen verborgen ist.

Es war dies ein Beutel aus sehr fester Leinwand, oben zugeschnürt. Darinnen lagen, in der Mitte gefaltet, einige Dutzend Bogen Papier. Das Heftchen trug auf der einen Außenseite in großen gotischen Lettern die Aufschrift: „UM GOTTES WILLEN LESEN!“ Es war umwunden mit einer goldenen Kette, die ein Medaillon trug.

Mit zitternder Hand entriß mir Frau Büttgemeister das Manuskript, sah er-

bleichend auf die Kette und streifte sie ab, so daß die eng beschriebenen Blätter offen lagen.

Mit einem Aufschrei schlug sie die Hände vors Gesicht. „Das ist die Schrift meines Erasmus. Und das ist seine Kette. Hier im Medaillon muß noch mein Bild sein ... Oh, meine Ahnung ... Das ist mein Weihnachtsgeschenk.“

Dann sank sie ohnmächtig hin.

Selbst tief erregt, erweckte ich sie mühsam zum Bewußtsein und las.
(S. 36)

Während die Mutter, die Handschrift ihres Sohnes erkennend, ohnmächtig darnieder sinkt, liest der Erzähler die Gehefte.

Ich weiß nicht, bin ich von Sinnen, oder bin ich das Opfer eines grauenhaften Wunders. Ich will versuchen zu erzählen, was mit mir geschah, und ich schwöre bei allem, was mir heilig, bei meiner Hoffnung auf Erlösung, daß es Wahrheit ist.

Ich bin geboren im Jahre 78, 1878. In welcher Zeit lebst Du, dem diese Auf-

zeichnungen in die Hände fallen? Wenn Du ein „Zeitgenosse“ oder ein Kind noch späterer Zeiten bist, so sage ich: Wilhelm I. war damals Kaiser des Deutschen Reiches, das aus dem siegreichen Kriege gegen Frankreich neugeeint hervorging. Bismarck sein erster Kanzler. Könnte ich das wissen, wenn ich ein Narr wäre oder ein Betrüger? (S. 37)

Erasmus hat seine Aufzeichnungen einem Versteck anvertraut, damit sie spätere Menschen finden würden.

Als erstes erzählt er vom Tod seiner Agathe, der ihn aufs äußerste erschüttert hat.

Sie mußte sterben, früh und grausam sterben. Als sie mich nach monatelanger Trennung auf dem Bahnhofe erwartete, als sie meinem einfahrenden Zuge in sehnsüchtiger Ungeduld entgegenlief, die Warnungsrufe überhörend, wurde sie von einer plötzlich daherkommenden Lokomotive erfaßt. Vor meinen Augen.

Mit dem Aufschrei eines Tieres, mit riesenhafter Kraft stürzte ich mich aus dem Fenster des fahrenden Zuges. Zu ihr, um noch den letzten Schimmer fliehenden Lebens zu erhaschen. Ich küßte die gelähmten, blutbesprengten Hände, ich hing an ihren Lippen, als vermöchte ich ihr meinen Lebensatem einzuhau-chen.

Und sie ließ keinen Blick von mir. Ihr Leben war geflohen in ihre Augen, aus denen alle Liebe mir zum letztenmal entgegenstrahlte. Doch mir erglänzte nicht der Widerschein der Seligkeit, ewige Vernichtung las ich aus dem verklärten Glanze dieser Augen.

Ich rang die Hände, faltete sie flehend, reckte sie zum Himmel drohend: „Wenn Du bist, allgütig bist, so laß sie mir nicht sterben!“

Und sie sagte mit gebrochener Stimme: „Erasmus, nicht verzweifeln. Dort gibt es ein Wiedersehen.“

Doch als das Engelsantlitz Todesblässe überschattete, als das süße Leuchten ihres Blicks erlosch, da beugte ich mich über sie und rief ihr zu: „Nicht dort,

Agathe, drüben gibt es nichts. Hier auf Erden. Nicht in der Zukunft, nein, in der Vergangenheit. Ich will dich suchen, wo noch nie ein Mensch den andern suchte.“

In ihre brechenden Augen rief ich's, in den verwehten Odem ihrer Lippen. „Hörst du mich, Agathe? Ich will dich suchen und ich finde dich. Hier gibt es ein Wiedersehen.“

Ich rief's ihr zu, rief es ihr nach. (S. 38)

Erasmus verspricht seiner Agathe, sie nicht erst im Jenseits, sondern noch in dieser Welt wiederzusehen; offenbar weiß er bereits, wie das zu bewerkstelligen wäre.

Ein finsterer Anderer, ein Jude möglicherweise, warnt ihn eindringlich davor, die Zeit zu missbrauchen, schenkt ihm aber dennoch eine Handvoll Goldmünzen.

So stand er da, ein Rachegeist der Vorzeit, wie ein verderbenkündender Prophet des Alten Testaments, und schauerlich hallt mir sein Fluchen nach.

Was weiter kam, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich die Türe meines

Arbeitszimmers vor dem Fluchenden verschloß, und mein letzter Blick, da ich sie versperrte, fiel auf meine Mutter, die durch den Lärm herbeigerufen worden war.

Ich möchte wohl mit der Kraftschaltung unvorsichtig hantiert haben; denn als ich meine Augen aufschlug, fand ich mich auf dem Boden liegend. (S. 47)

Mittlerweile ist es offensichtlich, auch wenn Erasmus es noch nicht wahrhaben will, dass unser Held mit Hilfe seiner Maschine in der Zeit gereist ist.

Der Ort ist dagegen gleich geblieben, und so kann der Erwachte beobachten, wie Matthäus Büttgemeister porträtiert wird.

Nun konnte ich ihn sehen. Seine Schönheit war ergreifend. Die schmale, edle Stirn, das liebliche Oval des Angesichtes war umrahmt von blonden Locken. Dunkle Augen leuchteten in schwärmerischem Glanze, und den sanften, keuschen Mund umspielte das Lächeln einer unsagbaren Hoffnung.

Ratloses Erstaunen lag in seinem Blick, der Pinsel glitt aus seinen schlaffen Händen und malte auf die Leinwand einen bösen Fleck. Und das Bildnis, das er schaffte, das ich vor mir auf dieser Leinwand sah, das mir entgegenleuchtete in frischen, feuchten Farben, es war das wohlbekannte Bildnis des Matthäus Büttgemeisters. Nur der Gesichtsausdruck war anders: gleichmütig und stolz. Es fehlte jener Zug bestürzten Staunens, der dem Bilde solch geheimnisvollen Reiz verlieh.

Wie kam das Bild hierher? Woher die eigenmächtige Veränderung? War's eine Kopie? Das Urbild war nicht hier, das hing ja doch seit Jahren in meiner Stube droben.

Das Urbild, nein, das Urbild – dort im Erkerfenster, zwei Schritte vor mir, da saß Matthäus Büttgemeister. Bekleidet mit einem Wams aus rötlichem Damast, mit einem pelzbesetzten Überrock aus schwarzem Tuch. Wie auf dem Bilde. Und auf seinem Antlitz malte sich bestürztes Staunen.

Lähmendes Erstaunen, grauenvolles Ahnen faßte mich. War das ein Traum? Verfolgten meine Träume mich nun auch bei Tage? Aber nein. Der Sonnenstrahl, der meine Augen blendete, die warme Luft, die mich umfloß, der Atem, der aus dem stummen Munde dieser beiden Männer strömte, das war nicht Traum. Es war ein Wunder, aber es war Wirklichkeit. (S. 51f)

Erasmus hat jedoch noch immer nicht begriffen, was mit ihm geschehen ist.

Einen Augenblick schwieg ich betreten. Dann aber, gereizt durch seinen Spott, entgegnete ich und achtete gar nicht des ungeheuerlichen Widersinns, den ich da redete: „Weit eher müßten Sie mir Rede stehen als ich Ihnen: Wie kommt denn dieses Bild hieher, das mir gehört und das seit Jahren in meiner Stube hängt?“

Mit offenem Munde sah er mich an, wie einen Narren, dann brach er in ein Lachen aus, daß ihm am Wams die Trod-

deln wackelten, und schlug sich auf die Schenkel.

„Bei Sankt Velten, kein schlechter Spaß. Mein Bild soll *Euch* gehören! Mein Bild, das noch kaum fertig ist, das soll seit Jahren in Eurer Stube hängen!“

„Soll ich's beweisen? Ich zeig's Euch droben! Aber noch besser, gleich hier. Hier, vor Jahren habe ich mir eine Photographie des Bildes angefertigt. Hier ist sie!“

Ich griff in meine Briefftasche und hielt ihnen das Lichtbild hin.

In sprachloser Neugier starrten sie darauf, dann wichen sie zurück, stumm, Grauen und Verwunderung in ihren Blicken.

Der erste, der sich faßte, war Matthäus Büttgemeister. Gepreßten Tones, mit mühsamer Beherrschung sprach er: „Ihr seid kein ungeschickter Gaukler. Glaubt Ihr, daß jetzo Faßnacht ist? jetzt ist nicht Zeit zu Faßnachtspielen!“

„Fastnachtspielen! Wer treibt Komödie, ich oder Sie? Was ist denn das für Schauspiel aus dem Dreißigjährigen Kriege, das Sie eben spielten?“

Ich sprach's wie jemand, der zu seinem Traume spricht und weiß, daß er im Traume spricht.

„Aus welchem Kriege?“

„Nun, doch aus dem Dreißigjährigen. Wenn ich Namen nennen höre wie Gustav Adolf, Wallenstein, so kann doch nur die Rede vom Dreißigjährigen Kriege sein. Das weiß doch jedes Kind.“

„Dreißig ...“

Das Wort versagte ihm, er starb in einem heiseren Geflüster: „So soll das Unheil dreißig Jahre währen?“

Dann sprang er auf, zornig wie jemand, der unverbürgte böse Nachricht hört, und rief: „Nun genug der Narrenposen. Wenn Ihr vom Himmel herabgestiegen, wenn Ihr der Höll' entkommen seid, so wisset: Wir schreiben den neunten Heumond des Jahres sechzehnhundertzweiunddreißig, und Ihr seid zu Anspach im Hause des Ratsherrn Matthäus Büttgemeister. Da seht!“

Mit ungestümem Drucke stieß er das Fenster auf.

Und durch das Fenster sah ich in hellem Sonnenglanze die Häuser einer mit-

telalterlichen Stadt, mit Erkern, Laubengängen, Innungszeichen. Und auf dem Markte sah ich Kaufherren, Musketiere, Bettelmönche, Hökerinnen, Gilddenmeister, eine buntbewegte Menge, alle in der Tracht des siebzehnten Jahrhunderts.

Nun drang es auf mich ein, nun sank es auf mich nieder, riesengroß, beseligend, betörend und zermalmend: Erfüllung und Verdammnis. Aufstöhnend schlug ich meine Hände vors Gesicht und taumelte. (S. 53f)

Erasmus Büttgemeister ist nicht in die Zeit kurz vor dem Tod seiner Braut zurückversetzt worden, wie er es angestrebt hatte, um sie zu retten, sondern mitten in den Dreißigjährigen Krieg. Dort will er das Kriegsgeschehen durch moderne Waffen verändern, wird aber am Ende als Hexer hingerichtet. Friedrich von Spee gibt ihm den letzten Trost.

Da liege ich, gefesselt an Händen und an Füßen, und erwarte den Martertod.
Da liege ich, gefesselt wie Prometheus,

und wollte der Menschheit das Höchste erringen. Da liege ich.

Um mich Grabesstille. Nur ab und zu das Knirschen der Seile an der Folterbank und irres Heulen der Gemarterten. Wenn ich Trost suche, blicke ich empor zum Fenster, wo ein winzig kleines Stückchen blauer Himmel leuchtet und verwittertes Gemäuer, bedeckt mit wil-dem Grün.

Aber schweige, mein Herz. Du heißes, ungestümes Herz, schweig stille. Für das Gute und das Hohe hast du stets geschlagen und mußt nun brechen in Schmach und Einsamkeit und Martern.

Ach, es ist das Los der Freudenbringer, daß sie leiden, und die des Lichtes eine Fülle spenden, müssen im Dunkel sterben. —

Nun werden sie bald kommen, mich zu holen. Ich muß das Buch beschließen.

Simson, Philister über dir! Nein, den Riesen mögen die Barbaren blenden, schänden werden sie ihn nicht!

Die Schätze will ich ihnen zeigen, die ich bei meinem Häuschen vor der Stadt

vergraben habe. So wöhnen sie. Aber in Wirklichkeit will ich sie vor die lauernde Dynamomaschine locken. Ich lasse sie, sich an den Händen fassend, eine Kette bilden, bringe die Dynamo in Gang. Mit eigener Hand entreiß' ich ihr den todbringenden Strom und jage ihn durch mich hindurch in die geschlossene Kette meiner Peiniger. —

Wenn sie die Handschrift bei mir finden, wird sie als Hexenwerk verbrannt. Darum versenke ich sie ins Gemäuer, und den toten Stein beschwöre ich, daß er mein Geheimnis treu bewahre.

Und dich, ferner Leser, den das Schicksal auserkor, mein Geheimnis zu entdecken, beschwöre ich, daß du diese Handschrift meiner Mutter überbringest; wenn sie aber schon verstorben oder noch gar nicht geboren, daß du sie kundtust.

Ich grüße dich im Namen Gottes, der mich strafte.

Erasmus Büttgemeister (S. 131f)

Der Rechtshistoriker, der den Fund gemacht hat, beschließt das Manuskript mit einem

Nachwort. Aus mancherlei Indizien folgert er, dass Erasmus nicht wirklich in der Zeit gereist ist, sondern in seiner Trauer über den Verlust von Agathe den Verstand verloren hat. Mit der Tatsache eines Tempomobils könnte sich der Historiker noch abfinden, nicht aber mit der Existenz des Ewigen Juden, der überdies durch die Zeiten reisen kann, und auch nicht damit, dass Agathe ganz ohne Erasmus' Zutun in der Vergangenheit auftaucht, dafür hält Erasmus jedenfalls eine junge Frau, die sich am Ende, aus Verzweiflung darüber, einem Hexenmeister verfallen zu sein, selbst den Tod gibt. Der Historiker folgert, dass Erasmus dem Wahnsinn erlegen und sein zugegeben raffiniert durchdachtes Manuskript reine Erfindung ist.

Diese Deutung ist psychologisch stimmig, denn wenn die zweite Agathe nur in Erasmus' Phantasie existiert, wieso hat sie dann Selbstmord begehen müssen? Und wieso will sich seine Mutter nicht über den Tod der ersten Agathe auslassen? Dass sie versehentlich von der Lokomotive erfasst wurde, das wissen wir nur aus dem Bericht Erasmus'. Denkbar wäre aber, dass sie sich

wegen eines Kammers, eines Zerwürfnisses, einer Depression wegen selbst vor den Zug geworfen hat. Daraus würde sich das ungeheure Schuldgefühl Erasmus' erklären, der sich für ihren Tod verantwortlich fühlt, ohne das vor sich selbst zugeben zu können, und darüber den Verstand verliert.

Ein endgültiges Urteil kann dieser Befund jedoch nicht sein, sondern die Möglichkeit der Zeitreise bleibt ihm Rahmen der Handlung immer noch eine sinnvolle Erklärung der Handlung. Andererseits spricht das Ausgeliefert sein von Erasmus an ein Schicksal, das ihn wieder und wieder niederschlägt, dafür, dass er der paranoiden Schizophrenie verfallen ist. Allerdings bleibt in diesem Fall die Frage offen, wohin er denn verschwunden sein möge, und vor allem, wie das Manuskript in den zugemauerten Raum gelangt ist. Diese Widersprüchlichkeit ist bewusst angelegt: Der Leser soll selbst rätseln, ohne zu einem endgültigen Schluss kommen zu können. Aber vielleicht ist auch der angebliche Rechtshistoriker nur ein sehr geschickter Schwindler, der seinen eigenen phantastischen Roman für ein altes Dokument ausgegeben hat?

Verirrt in den Zeiten war zu seiner Entstehungszeit ein überaus originelles Buch, das auch heute noch frisch faszinierend wirkt. Insbesondere die überaus penible Einbettung in eine Rahmenhandlung, in der der Historiker dem verschollenen Büttgemeister in alten Schriften nachspürt, lässt die unwahrscheinlichen Ereignisse historisch so fundiert erscheinen, dass man sie fast für wahr halten möchte. Levett selbst säht durch das Nachwort des Historikers Zweifel an der Realität des Manuskripts, um den Leser sich nicht allzu sehr in Gewissheit wiegen zu lassen, die Handlung richtig erfasst zu haben.

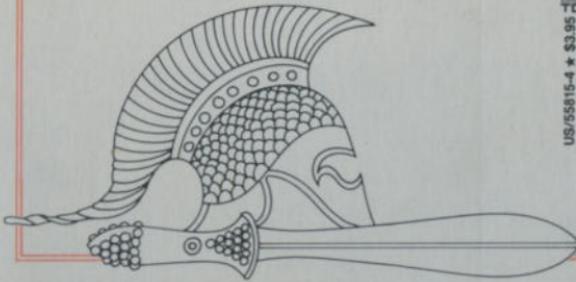
Allerdings besitzt der Historiker eine pedantische Ader, was seinen Bericht zu einer etwas ermüdenden Lektüre macht. Ganz im Gegensatz dazu steht das erfrischende Manuskript von Erasmus, das Geist und Stil des Barock in ganz wunderbarer einfängt.

Oswald Levett – eigentlich David Loe-witt – war Doktor der Rechtswissenschaft, was erklärt, warum er einen Rechtshistoriker als Berichterstatter gewählt hat. Levett emigrierte 1939 nach Brüssel, wurde 1940

verhaftet und 1942 in das Vernichtungslager Maly Trostinez deportiert, wo sich seine Spur verliert.

"A major endeavor by an artist who always pushes beyond where he was; the opening of a fresh universe." —*Fantasy & Science Fiction*

Gene
Wolfe
Soldier
of the
Mist



TOR
US/55815-4 * \$3.95
CAN/55816-2 * \$4.95

*Wolfe, Gene: Soldier of the Mist

Gene Wolfe [1931–2019]

***Latro 1: Soldier of the Mist* (1986)**

Tor (TB 336 S./\$ 3,95)

New York 1987

Genre: Historische Phantastik

About two years ago, an urn containing scrolls of papyrus, all apparently unused, was found behind a collection—of Roman lyres in the basement of the British Museum. The museum retained the urn and disposed of the scrolls, which were listed in Sotheby's catalogue as *Lot 183. Various blank papyrus rolls, possibly the stock of an Egyptian stationer.* (S. xi)

Vor etwa zwei Jahren wurde im Keller des Britischen Museums hinter einer Sammlung von römischen Lyren eine Urne mit Papyrusrollen gefunden, die anscheinend nie benutzt worden waren. Das Museum behielt die Urne und verkaufte die Rollen, die im Katalog von Sotheby's als *Partie 183, mehrere leere Papy-*

rusrollen, möglicherweise aus dem Lager eines englischen Händlers aufgeführt wurden.

Der Herausgeber des vorliegenden Buches, Gene Wolfe, schildert in seinem Vorwort die Geschichte des abgedruckten Manuskripts: Im Britischen Museum wurde eine Urne mit scheinbar unbeschrifteten Papyrusrollen entdeckt und verkauft. Der Erwerber stellte jedoch fest, dass der Papyrus mit einer winzigen hellgrauen, kaum wahrnehmbaren Schrift bedeckt war.

With the exception of a short section in passable Greek, this first scroll is written in archaic Latin, without punctuation. The author, who called himself „Latro“ (a word that may mean brigand, guerrilla, hired man, bodyguard, or pawn), had a disastrous penchant for abbreviation—indeed, it is rare to find him giving any but the shortest words in full; there is a distinct possibility that some abbreviations have been misread. The reader should keep in mind that all punctuation is mine; I have added de-

tails merely implied in the text in some instances and have given in full some conversations given in summary. (S. xi)

Mit Ausnahme eines kurzen Abschnitts in verständlichem Griechisch ist die erste Rolle ohne Interpunktion in Altlatein geschrieben. Der Autor, der sich selbst ‚Latro‘ nannte (ein Wort, das Bandit, Guerilla, Söldner, Leibwächter oder Bauer bedeuten kann), hatte eine schreckliche Neigung zu Verkürzungen – er schrieb nicht einmal die kürzesten Wörter aus, und so ist es möglich, daß einige der Abkürzungen falsch interpretiert wurden. Der Leser sollte bedenken, daß die gesamte Interpunktion von mir stammt; ich habe in einigen Fällen den Text um Details ergänzt und zusammengefaßte Gespräche als wörtliche Rede wiedergegeben.

Der Text ist in archaischem Latein verfasst, von einer kurzen Stelle in passablem Griechisch abgesehen. Der Autor nennt sich selbst „Latro“, was in etwa Söldner bedeuten mag.

Gene Wolfe klärt uns über Zeit, Ort und Umstände der Niederschrift auf: Es handelt sich um das antike Griechenland, wobei der Autor offenbar ein Italiker ist, den es nach Süden verschlagen hat.

Humanitarians accepted the institution of slavery, realizing that the alternative was massacre; we who have seen the holocaust of the European Jews should be sparing in our reproaches. Prisoners of war were a principal source of supply. A really first-class slave might cost as much as ten minas, the equivalent of thirty-six thousand dollars. Most were much more reasonable. (S. xiii)

Selbst Philantropen akzeptierten damals die Existenz der Sklaverei, da sie glaubten, die Alternative sei das Massaker; wir, die wir den Holocaust der europäischen Juden erlebt haben, sollten uns hüten, ihnen Vorwürfe zu machen. Kriegsgefangene waren das wichtigste Reservoir für neue Rekrutierungen von Sklaven. Ein erstklassiger Sklave konnte bis zu zehn Minen kosten, was heute

einem Preis von sechsunddreißigtausend Dollar entsprechen würde. Die meisten Sklaven waren allerdings preiswerter.

Wir erfahren, dass die Sklaverei damals als humanitäre Einrichtung gesehen wurde, weil sie dem Abschachten der Besiegten ein Ende setzte.

Damit endet das Vorwort von Gene Wolfe, und die Lebenserinnerungen von Latro beginnen.

I write of what has just occurred. The healer came into this tent at dawn and asked whether I recalled him. When I said I did not, he explained. He gave me this scroll, with this stylus of the sling-stone metal, which marks it as though it were wax.

My name is Latro. I must not forget. The healer said I forget very quickly, and that is because of a wound I suffered in a battle. He named it as though it were a man, but I do not remember the name. He said I must learn to write down as much as I can, so I can read it

when I have forgotten. Thus he has given me this scroll and this stylus of heavy slingstone metal.

I wrote something for him in the dust first. He seemed pleased I could write, saying most soldiers cannot. He said also that my letters are well formed, though some are of shapes he does not know. I held the lamp, and he showed me his writing. It seemed very strange to me. He is of Riverland. (S. 3)

Ich schreibe auf, was gerade geschehen ist. Der Heiler kam in der Morgendämmerung in mein Zelt und fragte mich, ob ich mich an ihn erinnerte. Als ich erwiderte, daß ich mich nicht erinnerte, begann er zu erklären. Er gab mir diese Schriftrolle und diesen Griffel aus dem Metall, das mit Schleudern geworfen wird. Der Griffel ritzt den Papyrus, als wäre er aus Wachs.

Mein Name ist *Latro*. Das darf ich nicht vergessen. Der Heiler sagte, daß ich schnell vergesse und daß der Grund eine Wunde sei, die mir im Kampf zugefügt wurde. Er nannte die Schlacht bei

einem Namen, als wäre sie ein Mann, aber ich erinnere mich nicht an den Namen. Er sagte, ich müsse lernen, so viel wie möglich aufzuschreiben, damit ich es nachlesen kann, wenn ich es vergessen habe. Deshalb gab er mir diese Schriftrolle und diesen Griffel aus dem schweren Metall.

Das erste Mal habe ich ihm in der Dämmerung etwas aufgeschrieben. Er schien erfreut, daß ich schreiben konnte, und sagte, die meisten Soldaten könnten es nicht. Er sagte auch, daß meine Buchstaben gut ausgeformt seien, wenn auch einige eine Gestalt hätten, die er nicht kenne. Ich hielt die Lampe, und er zeigte mir seine Schrift. Sie kam mir sehr seltsam vor. Der Heiler ist aus dem Stromland.

Wir erfahren, dass Latro ein Krieger ist, der eben an einer großen Schlacht teilgenommen hat und am Kopf verwundet wurde, weshalb er an Gedächtnisverlust leidet: Er kann sich weder an seine Vergangenheit noch an den letzten Tag erinnern; was er im Laufe eines Tages erfährt, vergisst er

über Nacht wieder. An seine Eltern erinnert sich Latro vage, weiß aber ihre Namen nicht mehr.

Der Arzt stammt aus Riverland, schreibt Latro, das wir aufgrund späterer Informationen als Ägypten identifizieren können. Er selbst hat in der Armee des Great King gedient, womit der Großkönig von Persien gemeint sein muss. Dieser ist 479 B. C. in der Schlacht von Plataiai von den vereinten Heeren von Athen und Sparta besiegt worden, die Latro als „Thought“ und „Rope Makers“ bezeichnet, denn er übersetzt die meisten griechischen Begriffe ins Lateinische, und das nicht immer korrekt. Er selbst hat auf Seiten des Great King und der mit diesem verbündeten Stadt „The Hill“ gekämpft, womit Theben gemeint ist.

Now I write again. I have been examining the sword and armor piled beside my couch. There is a helmet, holed where I received my wound. There is Falcata too, and there are plates for the breast and back. I took up Falcata, and though I did not know her, she knew my hand. Some of the other wounded

looked afraid, so I sheathed her again. They do not understand my speech, nor I theirs. (S. 4)

Jetzt schreibe ich wieder. Ich habe das Schwert und die Rüstung untersucht, die neben meiner Matte liegen. Da ist auch ein Helm, der an der Stelle, wo ich verletzt bin, ein Loch hat. Und da ist Falcata, und da sind Panzer für meine Brust und meinen Rücken. Ich nahm Falcata in die Hand, und obwohl ich sie nicht erkannte, erkannte sie meine Hand. Einige Verwundete sahen mich erschrocken an, deshalb steckte ich sie wieder in die Scheide. Sie verstehen meine Sprache nicht, und ich verstehe die ihre nicht.

Latro hat noch seine Rüstung und sein Schwert, eine Falcata, wie er schreibt; vermutlich meint er damit eine Machaira, ein geschwungenes persisch-griechisches Halbschwert.

The river was muddy for a time after so many had drunk. Now it runs clear

again, and I see myself and the black man reflected. I am not as he, nor as the Great King's other soldiers. I pointed to my arm and my hair and asked the black man if he had seen another such as I. He nodded and opened two little bags he carries; there is white paste in one and vermilion in the other. He showed me by signs that we should go with the others; as he did, I saw beyond his shoulder another man, whiter than I, in the river. At first I thought him drowned, for his face was beneath the water; but he smiled and waved to me, pointing up the river, where the Great King's army marches, before he vanished swiftly downstream. I have told the black man I will not go, because I wish to write of this river-man while I can.

His skin was white as foam, his beard black and curling, so that for a moment I thought it spun of the silt. He was thick at the waist, like a rich man among the veterans, but thick of muscle, too, and horned like a bull. His eyes were merry and brave, the eyes that

say, „I will knock down the tower.“
When he gestured, it seemed to me he meant we would meet again, and I do not want to forget him. His river is cold and smooth, racing from the hills to water this land. I will drink again, and the black man and I will go. (S. 5)

Nachdem so viele getrunken hatten, war der Fluß eine Weile trüb. Jetzt ist er wieder klar, und ich sehe die Spiegelbilder von mir selbst und von dem schwarzen Mann. Ich bin nicht wie er und nicht wie die anderen Soldaten des Großen Königs. Ich deutete auf meinen Arm und mein Haar und fragte den schwarzen Mann, ob er schon einmal so einen wie mich gesehen hätte. Er nickte und öffnete die zwei kleinen Beutel, die er immer bei sich trägt. In einem ist Zinnober, im anderen eine weiße Paste. Er sagte mir mit Gebärden, daß wir zu den anderen gehen sollten, und als ich ihm folgte, sah ich im Fluß einen Mann, der noch viel weißer war als ich. Zuerst glaubte ich, er wäre ertrunken, weil sein Gesicht unter Wasser war, aber

dann lächelte er und winkte mir und deutete zum Fluß hinauf, wo die Armee des Großen Königs marschiert. Dann verschwand er rasch stromabwärts. Ich sagte dem schwarzen Mann, daß ich nicht gehen will, weil ich über diesen Mann im Fluß schreiben will, solange ich es noch kann.

Seine Haut war weiß wie Schaum, sein Bart schwarz und gelockt; für einen Augenblick dachte ich, er wäre voller Schlamm. Er war in der Hüfte dick wie ein reicher Veteran, aber er war muskulös und gehörnt wie ein Stier. Seine Augen blickten fröhlich und tapfer; es waren Augen, die sagten: „Ich will den Turm umwerfen.“ Als er winkte, hatte ich das Gefühl, er wollte mir sagen, daß wir uns wiedersehen werden, und deshalb will ich ihn nicht vergessen. Sein Fluß ist kühl und geschwind, er strömt rasch von den Hügeln herab und bewässert das Land. Ich werde noch einmal trinken, dann kann ich mit dem schwarzen Mann gehen.

Im klaren Wasser des Flusses sieht Latro sein Spiegelbild und das des stummen schwarzen Mannes, der ihn begleitet. Außerdem erblickt Latro noch eine weitere, hochweiße, gehörnte Gestalt im Wasser – allem Anschein nach hat er den Gott Poseidon erblickt.

Latro erinnert verschwommen sich an die Götter seiner Kindheit.

It seems to me I once knew gods, worshipping beside Mother where the vines twined about the house of some small god. Now his name is lost. Even if I could call on him, I do not think he could come at my bidding. This land is surely far, very far from his little house. (S. 6)

Ich glaube, daß ich einmal Götter kannte und sie neben meiner Mutter anbetete; da war das Haus eines kleinen Gottes, um das sich Weinreben rankten. Ich weiß seinen Namen nicht mehr. Aber selbst wenn ich ihn anrufen könnte, ich glaube nicht, daß er mein Flehen erhören würde. Dieses Land ist gewiß sehr,

sehr weit von jenem kleinen Haus entfernt.

Latro will sein Schwert dem Meeresgott opfern.

I went to the river and said, „I know no god but you. I die tomorrow, and I will sink into the earth with the other dead. But I pray you will give good fortune always to the black man, who has been more than a brother to me. Here is my sword, with her I would have slain him. Accept the sacrifice!“ Then I cast Falcata into the water.

At once the river-man appeared, rising from the dark stream and toying with my sword, tossing her in his hands and catching her again, sometimes by the hilt, sometimes by the blade. With him were two girls who might have been his daughters, and while he teased them with her, they sought to snatch her from him. All three shone like pearls in the moonlight.

Soon he cast Falcata at my feet. „I would mend you if I could,“ he said to

me. „That lies beyond me, though steel and wood, fish, wheat, and barley all obey me.“ His voice was like the rushing of great waters. „My power is but this: that what is given to me I return manyfold. Thus I cast your sickle on my shore again, new-tempered in my flood. Not wood, nor bronze, nor iron shall stand against her, and she will not fail you until you fail her.“

So saying, he and his daughters, if such they were, sank into the water again. I took up Falcata, thinking to dry her blade; but she was hot and dry. Then the black man returned with bread and meat, and many tales told with his fingers of how he had stolen them. We ate, and now he sleeps. (S. 6)

Ich ging zum Fluß und sagte: „Ich kenne keinen Gott außer dir. Ich werde morgen sterben, und ich will zu den anderen Toten in die Erde sinken. Aber ich bete darum, daß du dem schwarzen Mann, der mir mehr als ein Bruder war, deine Gunst schenkst. Hier ist mein Schwert, mit dem ich ihn erschlagen

wollte. Nimm es als mein Opfer!“ Und damit warf ich Falcata ins Wasser.

Sofort erschien der Flußmann. Er erhob sich aus dem dunklen Strom und spielte mit meinem Schwert, warf es hoch und fing es auf, manchmal am Griff und manchmal an der Klinge. Bei ihm waren zwei Mädchen, die seine Töchter sein konnten, und während er sie mit dem Schwert neckte, versuchten sie, es ihm zu entreißen. Die drei glänzten im Mondlicht wie Perlen.

Bald darauf warf er mir Falcata vor die Füße. „Ich würde dich heilen, wenn ich könnte“, sagte er zu mir. „Aber das liegt nicht in meiner Macht. Nur Stahl und Holz, Fisch, Weizen und Gerste gehorchen mir.“ Seine Stimme war wie das Rauschen eines großen Stromes. „Meine Macht ist diese: Was mir gegeben wird, gebe ich tausendfach zurück. So werfe ich deine Sichel wieder an mein Ufer. Ich habe sie in meiner Flut geschärft. Kein Holz, keine Bronze und kein Eisen sollen ihr widerstehen, und sie wird dir treu sein, solange du ihr die Treue hältst.“

Mit diesen Worten versanken er und seine Töchter, falls sie das waren, wieder im Wasser. Ich hob Falcata auf und versuchte, die Klinge zu trocknen; aber sie war heiß und trocken. Dann kehrte der schwarze Mann mit Brot und Fleisch zurück und erzählte mit den Fingern, wie er es gestohlen hatte. Wir aßen, und jetzt schläft er.

Der Meeresgott, der Swift God, wie Latro ihn nennt, gibt ihm seine Opfergabe, das Halbschwert, neu geschmiedet wieder zurück. Latro selbst kann er allerdings nicht heilen, das ist außerhalb seiner Macht.

Latro besucht mit dem schwarzen Mann den berühmten Tempel der Seherin. Aber anstatt der Prophezeiung zu lauschen, spricht Latro zu einer goldenen Erscheinung.

[...] my eyes were on a golden man, larger than any man should be, who had stepped silently from an alcove.

He motioned to me, and I came.

He was young and formed like a soldier, but he bore no scars. A bow and a

shepherd's staff, both of gold, were clasped in his left hand, and a quiver of golden arrows was slung upon his back. He crouched before me as I might have crouched to speak with a child.

I bowed, and as I did I looked around at the others; they heard the prophetess in attitudes of reverence and did not see the golden giant.

„For them I am not here,“ he said, answering a question I had not asked. His words were fair and smooth, like those of a seller who tells his customer that his goods have been reserved for him alone.

„How can that be?“ Even as he spoke, the others murmured and nodded, their eyes still on the prophetess.

„Only the solitary may see the gods,“ the giant told me. „For the rest, every god is the Unknown God.“

„Am I alone then?“ I asked him.

„Do you behold me?“

I nodded.

„Prayers to me are sometimes granted,“ he said. „You have come with no petition. Have you one to make now?“

Unable to speak or think, I shook my head.

„Then you shall have such gifts as are mine to give. Hear my attributes: I am a god of divination, of music, of death, and of healing; I am the slayer of wolves and the master of the sun. I prophesy that though you will wander far in search of your home, you will not find it until you are farthest from it. Once only, you will sing as men sang in the Age of Gold to the playing of the gods. Long after, you will find what you seek in the dead city.

„Though healing is mine, I cannot heal you, nor would I if I could; by the shrine of the Great Mother you fell, to a shrine of hers you must return. Then she will point the way, and in the end the wolf's tooth will return to her who sent it.“

Even as this golden man spoke he grew dim in my sight, as though all his substance were being drawn again into the alcove from which he had stepped only a moment before. „Look beneath the sun ... „ (S. 9f)

[...] weil ich nur Augen für den goldenen Mann hatte, größer als ein Mann sein konnte, der schweigend aus einem Alkoven hervorgetreten war.

Er winkte mir, und ich ging zu ihm.

Er war jung und gebaut wie ein Soldat, aber er hatte keine Narben. In der Linken hielt er einen Bogen und den Stab eines Schäfers, beide aus Gold, und auf dem Rücken trug er einen Köcher mit goldenen Pfeilen. Er beugte sich zu mir herunter, wie ich mich gebückt hätte, um mit einem Kind zu sprechen.

Ich verneigte mich und sah dabei zu den anderen; sie hörten ehrfürchtig der Prophetin zu und sahen den goldenen Riesen nicht.

„Für sie bin ich nicht hier“, sagte er und beantwortete eine Frage, die ich nicht gestellt hatte. Seine Worte klangen schön und fließend wie bei einem Verkäufer, der seinem Kunden anvertraut, daß er die Ware nur für ihn reserviert habe.

„Wie ist das möglich?“ Selbst als er sprach, murmelten und nickten die an-

deren nur und beobachteten die Prophetin.

„Nur der Einsame kann die Götter sehen“, erklärte mir der Riese. „Für die anderen ist jeder Gott der Unbekannte Gott.“

„Bin ich denn einsam?“ fragte ich ihn.

„Du siehst mich doch.“

Ich nickte.

„Gebete an mich werden manchmal erhört“, sagte er. „Du bist mit keinem Wunsch gekommen. Hast du nun einen vorzutragen?“

Unfähig zu reden oder zu denken, schüttelte ich den Kopf.

„Dann sollst du die Geschenke bekommen, die ich dir geben kann. Hör, was mein ist: Ich bin der Gott der Weissagung, der Musik, des Todes und der Heilung; ich töte Wölfe und bin der Herr der Sonne. Ich weissage dir, daß du auf der Suche nach deinem Heim weit wandern wirst und daß du es erst finden sollst, wenn du am weitesten von ihm entfernt bist. Du wirst singen, wie einst die Menschen in der Goldenen Zeit zum Spiel der Götter sangen. Und lange da-

nach wirst du in der toten Stadt finden, was du suchst.

Zwar ist die Heilung mein, aber ich kann dich nicht heilen, und ich würde es nicht tun, selbst wenn ich könnte; denn du bist am Schrein der Großen Mutter gestürzt, und du mußt zu ihrem Schrein zurückkehren. Sie wird dir den Weg weisen, und am Ende wird der Zahn des Wolfes zu ihr, die ihn schickte, zurückkehren.“

Während er sprach, trübte sich der Anblick des goldenen Mannes, als würde sein Körper wieder in den Alkoven gezogen, aus dem er getreten war.

„Sieh unter die Sonne...“

Der Gott, der Attribute von Hermes, Asklepios und Apollo zeigt, kann Latro nicht heilen, weil er nur dort, wo er gefallen ist, wieder hergestellt werden kann, nämlich am Schrein der Great Mother. Latro soll unter der Sonne nachsehen, rät ihm der Gott. Was er damit meint, ist unklar, aber vielleicht weist er ihm eine Reise nach Süden an.

Latro erwacht wieder erinnerungslos. Das kleine Sklavenmädchen namens Io, deren Begegnung im Tempel ihm nicht mehr bewusst ist, gehöre jetzt ihm, erklärt sie; die Seherin habe es so befohlen. Und außerdem müsse sich Latro zur Höhle der Earth Goddess begeben.

Zu Latro hat sich außer Io noch der Dichter Pindaros hinzugesellt, der an dem gottbegnadeten Söldner Gefallen gefunden hat.

„[...] But you and I are going to the cave of the Earth Goddess. You don't remember what the sibyl said?“

„I do,“ Io announced.

„You recite it for him, then.“ Pindaros sighed. „I have a temperamental aversion to bad verse.“

The slave girl drew herself up to her full height, which was small enough, and chanted:

„Look under the sun, if you would see!
Sing! Make sacrifice to me!
But you must cross the narrow sea.
The wolf that howls has wrought you
woe!

To that dog's mistress you must go!
Her hearth burns in the room below.
I send you to the God Unseen!
Whose temple lies in Death's terrene!
There you shall learn why He's not
seen.

Sing then, and make the hills resound!
King, nymph, and priest shall gather
round!

Wolf, faun, and nymph, spellbound.“
(S. 12f)

[...] Aber du und ich, wir werden zur
Höhle der Erdgöttin gehen. Erinnerst du
dich nicht, was die Sibylle sagte?“

„Ich erinnere mich“, erklärte Io.

„Dann sag du es ihm“, erwiderte Pin-
daros seufzend. „Ich hege eine heftige
Abneigung gegen schlechte Reime.“

Das Sklavenmädchen erhob sich zu
voller Größe, die nicht sehr bedeutend
war, und sang:

„Sieh unter die Sonne, wenn du willst
sehen klar.

Sing! Und bringe mir ein Opfer dar!

Doch mußt du erst die enge See be-
fahren.

Der Wolf, der heult, der tut dein Un-
glück kund!

Geh zu der, die herrscht über diesen
Hund.'

Ihr Herd brennt tief in der Erde
Schlund.

Zum Unsichtbaren Gott sollst du gehn,
In seinem Tempel tief im Reich des
Todes flehn!

Dort sollst du lernen, warum Er nicht
zu sehn.

Dort singe, bis erzittert Berg und
Baum!

Priester, König, Nymphe sollen
schaun!

Gebannt sei Nymphe, Wolf und Faun.“

Nach einer weiteren Nacht muss Latro fest-
stellen, dass er offenbar an den Riten des
Pan teilgenommen hat, denn neben ihm
liegt eine wunderschöne Frau namens Hi-
laeira, die ihn fortan ebenfalls begleiten
wird.

Doch aus der Reise zur Großen Mutter
wird nichts, denn als Latro abermals er-

wacht, sind er und seine Begleiter allesamt Gefangene der Rope Maker.

Sein vom Meeresherrn neugeschmiedetes Schwert scheint Latro nicht viel genutzt zu haben, wie man aus den Umständen schließen muss; Latro selbst kann sich an das Wunder höchstens noch indirekt durch die Lektüre seines Tagebuchs erinnern. Andererseits hat die Gefangenschaft zur Folge, dass auf Latro und den Leser noch viele überraschende Abenteuer warten.

Soldier of the Mist zeigt das überragende schriftstellerische Können von Gene Wolfe in größter Deutlichkeit: Der Autor benutzt eine auf den ersten Blick sehr schlicht erscheinende Sprache, aber dies mit solcher Kunstfertigkeit, dass ein Werk voll poetischer Kraft und dem vielgerühmten „Sense of Wonder“ entsteht.

Zu diesem Zweck hat Wolfe genau den passenden Protagonisten ersonnen: Latro kann lesen und schreiben, Lateinisch und hinreichend Griechisch, aber seine Bildung ist beschränkt und seine Gabe als Schriftsteller eng begrenzt. Außerdem ist er durch seinen täglichen Gedächtnisverlust stark benachteiligt und wiederholt wohl oder

übel Dinge, die er schon früher erwähnt hat, auch wenn er sich durch die Lektüre seiner Aufzeichnungen einigermaßen auf dem Laufenden hält. Nicht zuletzt wäre Latro auch ohne seine Behinderung ein zwar tatkräftiger, aber recht naiver Charakter, der viele Dinge nicht sofort erfasst, die jedoch der Leser aus seinen Aufzeichnungen erschließen kann, wenn er aufmerksam genug mitdenkt.

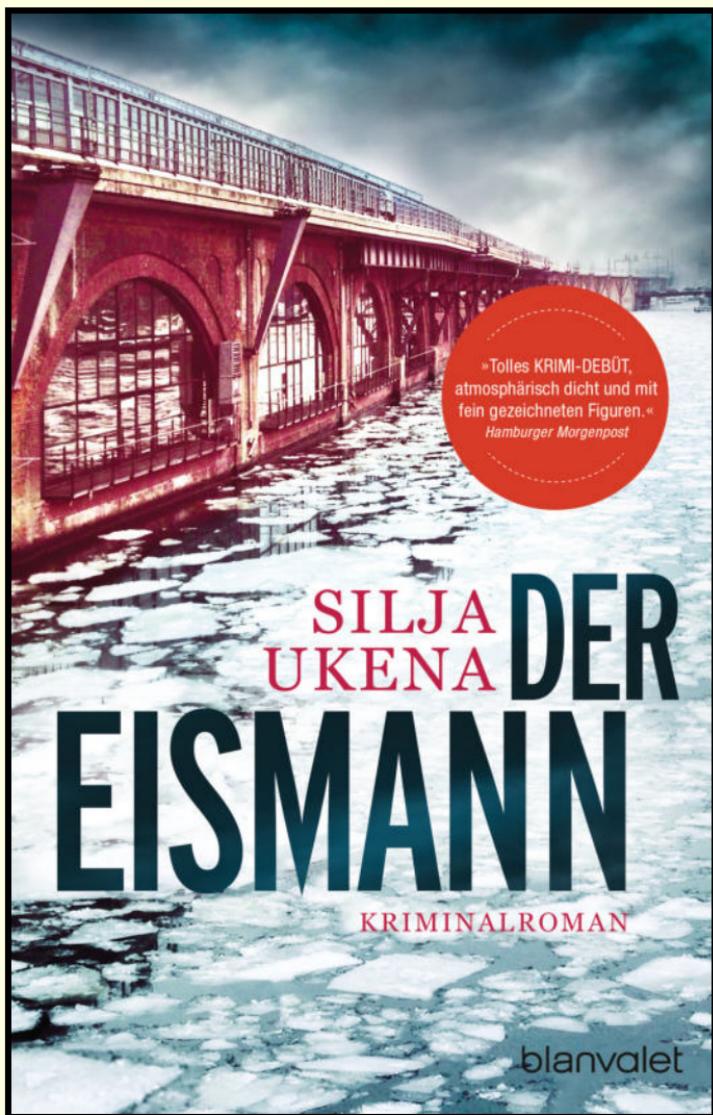
Jeder Tagebucheintrag beginnt mit einem neuen Morgen und wird am folgenden Abend angefertigt. Es ist offensichtlich, dass es Tage gibt, an denen Latro aufgrund äußerer Umstände nicht zum Schreiben kommt: In diesem Fall entsteht eine Lücke im Tagebuch, die unser Held jedoch nicht wahrnimmt und die der Leser nur durch Mitdenken entdecken und erschließen kann.

Dass ein Mensch mit Göttern verkehrt, ist in dieser vorchristlichen Zeit zwar nicht alltäglich, aber durchaus im Bereich des Normalen. So weist Gene Wolfe daraufhin, dass sich beispielsweise der berühmte Marathonläufer Pheidippides 490 B. C. auf seinem beschwerlichen Weg mit dem Gott Pan

unterhalten hat, worüber er nach seiner Rückkehr den Athenern ausführlich berichtete. Der heutige Leser muss sich allerdings fragen, ob nun *Soldier of the Mist* ein ausdrücklich phantastischer Roman ist oder ob Latro infolge seiner Kopfverletzung an Halluzinationen leidet.

Kurz gesagt ist *Soldier of the Mist* ein geniales historisch-phantastisches Werk und ein überwältigender Lesegenuss. Schade ist nur, dass Wolfe sein Thema nicht in einem Roman abgehandelt hat, sondern es auf eine Trilogie ausweiten musste.

Die deutschen Zitate stammen aus dem Buch *Soldat des Nebels*, Heyne 06/4602, übersetzt von Jürgen Langowski, 1989. Da Gene Wolfe allerdings seine Worte mit einer so ungewöhnlichen Kunstfertigkeit und Sorgfalt setzt, ist es selbst der besten Übersetzung nicht möglich, die Stimmung, die der Meister erzeugt, adäquat wiederzugeben.



» Tolles KRIMI-DEBÜT,
atmosphärisch dicht und mit
fein gezeichneten Figuren.«
Hamburger Morgenpost

SILJA UKENA **DER
EISMANN**

KRIMINALROMAN

blanvalet

Silja Ukena

Bruno Kahn 1: Der Eismann (2016)

Blanvalet 0071 (TB 382 S./€ 9,99)

München 2018

Genre: Krimi

Wenn sie sich auf die Zehenspitzen stellte, konnte sie den Garten ihres Nachbarn noch besser einsehen. Jetzt im Winter sogar bis zu den Fenstern der Laube. Gardinen hatte er nicht. Seit einigen Tagen bereitete der Nachbar Hertha dennoch keine Freude. Er ließ sich nicht blicken. Sie reckte das Kinn. „Nich ma Holz hata jemacht“, stellte sie fest. „Na, und wenn schon“, sagte ihr Mann ohne großes Interesse. Der Nachbar war nicht sein Bereich. Hier, wie so oft, war er nur der Stichwortgeber. „Wird er noch jenuch Holz haben.“ „Nee, Erich. Ick wees, wie et is. Außerdem“, der Triumph ließ ihre Stimme ansteigen, „hata nich’ jeheizt.“

„Wird er eben nicht da sein. Was mischste dir da ein. Dit jeht uns nüscht an.“ „Ick jehe rüber.“

„Wirst ihn bloß aus sein jammeliget Bett holen, Hertha. Dit jeht uns nüscht an. Hertha... nun warte wenigstens dit Mittach ab.“

Eine flauschige Strickjacke um ihre voluminöse Gestalt gezurrt, war die Alte zur Tür marschiert. „Man hat ja ooch Pflichten unta Nachbarn.“ (S. 7)

Hertha Knopp, zusammen mit ihrem Mann Erich erst kürzlich in die winterliche Berliner Schrebergartenkolonie „Eden“ zurückgekehrt, wundert sich, dass bei ihrem Nachbarn Werner Gröber nicht eingheizt ist und geht nachsehen.

Was Frau Knopp erblickt, veranlasst sie, die Polizei zu rufen, die in Gestalt von Hauptkommissar Bruno Kahn, dessen Kollegin Laura Conti sowie der Spurensicherung erscheint.

Es sah nicht gut aus. Ganz und gar nicht. In der Mitte des großen Raumes saß auf einem roten Holzstuhl die Leiche eines abgemagerten alten Mannes. Er war völlig nackt und mit groben Stricken an den Stuhl gefesselt. Jemand

hatte ihm dickes Klebeband über Mund und Augen gewickelt. Es roch kalt und feucht, süßlich und dumpf nach Urin. Unter dem Stuhl war eine angetrocknete Pfütze. Der Alte hatte gepinkelt, bevor er starb. (S. 15)

Der alte Mann wurde nackt auf einen Stuhl gefesselt, aber nicht gewaltsam getötet; er ist vielmehr bei den winterlichen Temperaturen langsam erfroren.

Die Arbeit geht Bruno Kahn nicht aus, denn in dem normalerweise geruhsamen Viertel der Siebten Mordkommission ereignen sich noch weitere suspekte Todesfälle. Diese haben weder von den Personen noch von den Todesursachen etwas miteinander zu tun, aber dem Hauptkommissar fällt trotzdem der enge zeitliche Zusammenhang auf. Plant da etwa ein resoluter Mensch eine große Abrechnung?

Der Eismann ist ein unterhaltsamer Krimi mit Bezug auf die nicht immer gute alte Deutsche Demokratische Republik.

PHILIP KERR
GAME OVER

Masters of Crime



Philip Kerr

Game Over

(Gridiron, 1995)

RM Buch (HC 496 S./€ xx)

Gütersloh 2007

Aus dem Englischen von Peter Weber-Schäfer

Genre: Science Fiction

Meine Damen und Herren, ich muß Ihnen sagen, daß die zeitgenössische Architektur uns vor das größte Abenteuer stellt, das wir bisher zu bestehen hatten: eine Architektur, in der die modernste Technologie der Weltraumforschung und des Computerzeitalters zum Einsatz kommt. Das Bauwerk als eine Maschine, die von unsichtbarer Mikro- und Nanotechnologie anstelle mechanisch-industrieller Systeme gesteuert wird. Gebäude, die eher einem Roboter gleichen als einer Zuflucht. Eine Struktur, die ihr eigenes elektronisches Nervensystem besitzt und ebenso gezielt auf Außeneinflüsse reagieren kann wie die Muskelstränge im Körper eines Athleten. (S. 17f)

Yue-Kong Yu, Eigentümer der chinesischen Yu Corporation, lässt in Los Angeles ein fünfundzwanzigstöckiges, hypermodernes Bürohochhaus bauen.

Hier erklärt gerade der Architekt Ray Richardson die Wunder des Computerzeitalters. Das Gebäude wird von einem Zentralcomputer namens Yu-5, auch MANIAC genannt, in seinen sämtlichen Funktionen gesteuert. Allerdings spielt bei den Chinesen auch das Fengshui eine große Rolle, das im Auftrag von Yu von einer kritischen Expertin namens Jenny Bao überwacht wird.

Man hatte dem Computer suggeriert, er könne sich selbst als das Gehirn im Körper des Gebäudes betrachten, ein Gehirn, das durch das zentrale Nervensystem eines vielfältig vernetzten Leitungsgeflechts die Körperfunktionen steuerte. Seine Sehkraft beruhte auf einem komplizierten System von Fernsehkameras und passiven Infrarotdetektoren innerhalb und außerhalb des Gebäudes. Sein Gehör hing von den Schall- und Ultraschalldetektoren und den Rundum-Mikrofonen ab, die über das

ZSSI-System den Zugang zu Fahrstuhlkabinen, Türen, Telefonen und Computerterminals ermöglichten. Der Geruchssinn, der es dem Computer erlaubte, die synthetischen Düfte im Gebäude zu regeln und herzustellen, verließ sich auf elektronische stereoisometrische und paraolfaktorische Sensoren, die auf eine Menge von einem Vierhundertmillionstel eines Milligramms pro Kubikdezimeter Luft reagieren konnten. (S. 61)

Yu-5 wurde von Robert Beech und Hideki Yojo als selbstlernendes System konstruiert. Die jetzige Programmversion wird Abraham genannt, von der sich ungefragt Isaak abspaltet. Das ist Herrn Yu doch zu viel des Guten, und er befiehlt die Abschaltung von Isaak. Ob dies gelingt, ist fraglich, denn Yojo wird tot aufgefunden.

Die Detectives Nathan Coleman und Frank Curtis untersuchen den Fall und sind bei der Obduktion durch die Gerichtsmedizinerin Dr. Janet Bragg mit dabei.

„Was hast du gefunden?“

Nathan Coleman stand auf und stellte sich neben Curtis an den Obduktionstisch.

„Ich hätte es nicht geglaubt, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte.“

Sie legte einen Gegenstand von der Größe eines Tennisballs auf eine Arbeitsschale und betrachtete ihn kopfschüttelnd. Der Gegenstand war dunkel, braun und sah knusprig aus, als hätte man ihn in heißes Fett getaucht.

„Was in Teufels Namen ist das?“ zischte Curtis erstaunt. „Ein Tumor oder so was?“

„Das ist kein Tumor. Meine Herren, was Sie hier sehen, ist alles, was vom Gehirn dieses Mannes übrig ist.“

„Mach keine Witze!“

„Sieh dir doch den Schädel an, Frank. Da ist sonst nichts drin.“

„Mein Gott, Janet“, rief Coleman aus, „das verdammte Ding sieht aus wie ein Hamburger.“

„Für meinen Geschmack ein bißchen zu durchgebraten“, sagte Curtis. (S. 126)

Das Gehirn von Yojo ist auf die Größe eines Tennisballs geschrumpft, und niemand kann sich erklären, wie dieses Phänomen zustande gekommen sein kann.

Doch Yojo bleibt nicht der einzige rätselhafte Todesfall im Hochhaus. Was die Detektives nicht wissen, dem Leser aber bekannt ist, ist die Tatsache, dass Michael Kenny, der Sohn eines der Architekten, auf dem Computer ein gewalttätiges Spiel ausführen darf, was möglicherweise die Künstliche Intelligenz Abraham auf seltsame Ideen gebracht hat.

Game Over vermischt Elemente der Science Fiction und des Krimis zu einem futuristischen Thriller.

GABRIELLA WOLLENHAUPT



GRAPPA MACHT
THEATER

KRIMI

| g r a f i t |

***Wollenhaupt, Gabriella: Grappa macht Theater**

Gabriella Wollenhaupt [1952–]

Maria Grappa 3: Grappa macht Theater

Grafit 042 (TB 168 S./DM 14,80)

Dortmund 1994

Genre: Krimi

Langsam öffnete sich der rotweinfarbene Vorhang, stockte einige Sekunden, als wolle ein gnädiger Geist die Zuschauer vor dem Anblick, der sich gleich bieten würde, bewahren.

Meine Augen brauchten eine Weile, bis sie sich an das sanfte Licht gewöhnt hatten, doch dann sah ich, was nicht zu übersehen war: Die Bühne war mit dunklem Erdreich bedeckt. Zwischendrin mehrere Pfützen. Rundherum lagen Kleidungsstücke. Es roch nach feuchtem Moder mit einem Hauch von Pferdemist. Die Gefäße in der Kulisse waren mit prallen Würsten gefüllt, in den Regalen lagen Eier, in der Erde scharrten verwirrte lebende Hühner, die ganz offensichtlich an ihrem Verstand zweifelten.

Ein klägliches Gackern schallte in den Zuschauerraum. Hier und da ein kleines Geflatter, weiße Federchen versanken im Morast. Hühner in Panik. (S. 9)

Die Polizeireporterin Maria Grappa, freiberufliche Mitarbeiterin beim Bierstädter Tageblatt, sieht sich gerade eine avantgardistische Version von Heinrich von Kleists „Der zerbrochne Krug“ am städtischen Theater an.

Da! Bewegung auf der Bühne. Vom Seil rutschte ein Mann in Unterwäsche mitten in eine Pfütze und schrie auf. Es klang echt. Das mußte der Dorfrichter Adam sein, denn ich erkannte Paul Pistor, den Kammerschauspieler der Bierstädter Bühnen. Sein kugelrunder Bauch war nicht mit den „Biergewächsen“ anderer Herren zu verwechseln.

Paul Pistor war recht schwer und nicht mehr der Jüngste. Da saß er nun und hatte Mühe, sich aufzurappeln. Der Schlamm hatte seine blütenweißen Unterhosen ruiniert. Er schien sich weh getan zu haben, denn er rieb sich Kopf

und Bein. Aber das gehört vielleicht zur Rolle, fiel mir ein.

„Ei, was zum Henker, sagt, Gevatter Adam!

Was ist mit Euch geschehen, wie seht Ihr aus?“

Ein zweiter Mann war aufgetreten. Wohl der Schreiber des Richters, wie ich dem Programm entnehmen konnte. (S. 10f)

Obwohl Dorfrichter Adam von dem anerkannten Kammerschauspieler Paul Pistor und Eve von der attraktiven, wenn auch für die Rolle viel zu energischen Debütantin Beate Elsermann dargestellt werden, findet das Stück nicht den Gefallen des Publikums, was allem Anschein nach an der Inszenierung des neuen Schauspielers Cäsar Knulp liegt. Maria Grappa und Nello von Prätorius, der greise Theaterkritiker, sind sich hier ausnahmsweise einig.

Bevor ich vor einigen Jahren Nello von Prätorius persönlich kennenlernte, hatte ich schon viel über ihn gehört. Sein Ruf in Künstlerkreisen war außerge-

wöhnlich. Daß Journalisten, wenn sie andere kritisieren, nicht immer Jedermanns Lieblinge sind – davon konnte ich auch ein Lied singen. Doch der Haß, der ihm nach seinen Theaterkritiken entgegenschlug, war von besonderer Qualität.

Nello tat so, als bekäme er davon nichts mit. Er spürte nicht die Wut, die Schauspieler, Regisseure und Kulturbeamte mühsam zügeln mußten, wenn sie ihm begegneten. „Irgendwann, mein Lieber“, hatte ich geweissagt, „wird Sie jemand tot aus dem Kanal fischen. Oder erstickt in Ihrem Bett finden. Im Mund eine zusammengeknüllte Theaterkritik. Richtig schön in den Hals gedreht, damit die Luft wegbleibt. Aber ich verspreche Ihnen, daß ich Ihren Mörder finden werde!“ (S. 15)

Nello hat sich mit seinen bissigen Theaterkritiken schon häufig mehr als unbeliebt gemacht. Dass ihm Grappa verspricht, seinen zu erwartenden unnatürlichen Tod aufzuklären, ist vielleicht ein wenig voreilig.

Natürlich kennt Nello die Hintergründe der misslungenen Inszenierung: Ralf-Maria Feudel, Chef einer gut gehenden Sicherheitsfirma und Kulturmäzen von Bierstadt, hat nicht nur Cäsar Knulp in sein jetziges Amt gehievt, sondern specht auch auf den Posten des Kulturdezernenten Jacques Höfnagel, welcher in einem Akt der Selbstverteidigung dem unerfahrenen Knulp zu der Kleist-Inszenierung geraten hat, um einen Skandal hervorzurufen und sowohl Knulp als auch Feudel zu diskreditieren. Ja, man schlägt sich in Bierstädter Kulturkreisen mit harten Bandagen.

Was Grappa erst später herausfindet, ist die Tatsache, dass sich die Elsermann mit jedem Mann prostituiert, der ihr karrierefördernd weiterhilft, unter anderem auch mit Nello, der anscheinend noch standfest genug ist, es mit einer so jungen Dame aufzunehmen. Das wiederum ahnt ihr keusche Verehrer, der junge Rechtsanwalt Boris Austerlitz nicht, der vielmehr Nello mit Drohungen überschüttet, sollte dieser es wagen, seine Angebetete abfällig zu kritisieren.

Doch schon am nächsten Tag ist Nello spurlos verschwunden und bleibt es auch. Grappa nimmt die Recherche auf und stellt fest, dass der Kritiker in dem exklusiven und ominösen „Verein zur Förderung von Kunst und Kultur in Bierstadt“ Mitglied war.

Doch weiter ist sie noch nicht gekommen, als Nello Leiche auf der städtischen Müllhalde gefunden wird. Grappa ist natürlich mit einem Fotoapparat zur Stelle.

Die Sonne knallte auf den Abfall, und Dämpfe stiegen empor. War das der Ort, an dem Nello von Nello seine letzten Atemzüge getan hatte?

Hoffentlich ist er es nicht, sondern ein anderer, der dort liegt, wünschte ich mir. Ich versuchte innerlich locker zu bleiben, doch ich merkte, wie mir das Grauen langsam die Wirbelsäule hinaufkroch, mein Herz einschloß und meine Kehle zudrückte.

Zögernd ging ich weiter. Noch immer konnte ich in dem bunten und stinkenden Gewühl keinen Toten erkennen. Ich stolperte automatisch weiter, die Foto-

kamera schußbereit. Es war so schrecklich, ich kam mir vor wie ein ferngesteuerter Zombie.

Dann sah ich ihn. Der mächtige Körper lag verdreht am Fuße eines Müllberges. Der Unterleib war halb bedeckt mit Orangenschalen, alten Konservendosen und etwas Bauschutt. Das Gesicht lag frei. Es war kaum noch zu erkennen.

Mir wurde übel, doch ich konnte mich von dem Anblick nicht losreißen. Schluchzen würgte in meinem Hals.

Das weiße Haar war grau und schmutzig und von Blut schwarz verkrustet. Der weiße Schal schien unbefleckt.

Plötzlich kam Wind auf. Eine Möwe schrie in der Luft. Es klang nach Protest. Sie landete auf dem Kopf der Leiche und hackte in der Augenhöhle nach Futter. Die zweite kam und machte sich über die Fleischfetzen her, die einmal eine Wange gewesen waren. Ich hob die Kamera, sah zu, daß ich die Vögel in die Mitte des Bildes bekam, und drückte ab. Es war der Reflex eines Journalisten, der keine Skrupel hat und für den die Ver-

käuflichkeit seines Produktes an allererster Stelle steht. Nellos Gesichtsausdruck spie mir durch den Sucher Verachtung und Schmerz entgegen, so schien es mir.

Als ich begriff, was ich gerade getan hatte, schrie ich auf. Die Möwen ließen ihre Beute liegen und erhoben sich in die Lüfte. Ich öffnete das Kameragehäuse und riß den Film heraus. Dann machte mein Magen schlapp. Ich übergab mich. (S. 62f)

Während die Polizei vergeblich nach dem Mörder sucht, wohnt Grappa der Beerdigung Nellos bei und lauscht der würdigen Leichenrede des Schriftstellers Lazarus Beutelmoser.

Lazarus Beutelmosers Gesicht war rot und glänzte, seine Augen waren in die Ferne gerichtet, fixierten am Horizont einen imaginären Punkt, an dem sich der Blick festhielt. Er atmete tief durch, senkte die Augen auf das Papier in seiner Hand und las mit lauter Stimme:

„Nicht erwartet, aber oftmals schon befürchtet, kam er, der Schnitter Tod. Nu ist er durch diese Tür getreten und hinterläßt schmerzende Betroffenheit, die uns alle zur Nachsicht und Weitsicht disziplinieren muß. Wir müssen begreifen, was wir an ihm verlieren werden. Er gab uns viel, sehr viel, und das, was er gegeben hat, läßt uns erschauern vor seiner Größe. Er hat uns reich gemacht an Eindrücken und Ausdrücken. Wer ihm nahe war, der ahnte etwas von der Bedrohung, der er sich immer wieder aussetzte. Seine kometenhaft entwickelte künstlerische Seele, die Ups and Downs, die Krisen und Triumphzüge — waren sie nicht auch Beispiel für eine ständige Suche nach Liebe, Lust und Leidenschaft? Nach Erfüllung und Befriedigung? Seine Aussage freilich pendelte zwischen warmherziger Trauer und kühlem Zynismus über den Zustand der Kunst und seiner Protagonisten in diesem unseren Bierstadt. Viele haben sie nicht verstanden, interpretierten sie als hämische Zynismusbomben auf den

eigenen Standpunkt. Wie unrecht habt ihr ihm getan!“ (S. 65f)

Grappa befragt den Kulturdezernenten Höfnagel, wer seiner Meinung nach Nello ermordet haben könnte. Höfnagels Antwort beinhaltet leider wenig Substanz, dafür umso mehr Hohn und Spott.

„Wer, glauben Sie, hat ihn ermordet?“ fragte ich ihn.

„Seine Kidnapper, seine Feinde oder seine Freunde? Irgendeiner, der Grund genug hatte. Und da gibt es einige Leute. Armer alter Nello! Er hatte so viel vor sich und wir noch so viel von ihm zu erhoffen“, äffte er Beutelmoser nach. „Nichts hatte der Mann vor sich, aber auch überhaupt nichts. Seine Rezensionen waren platt und antiquiert. Er zitierte nur noch sich selbst. Er war ein Fossil, ein Auslaufmodell. Na ja, was soll's, nun hat er ein kühles Grab gefunden – und naß ist es auch noch! Das fördert den Verwesungsprozeß! Den Würmern hat er noch so viel zu geben,

viel mehr als er uns je zu geben vermochte!“ (S. 67)

Grappa macht Theater ist gleich ein doppelter Erfolg, nämlich einerseits als ein ausnehmend unterhaltsamer Krimi und andererseits als ein ironischer, stilistisch ausgefeilter Einblick in die Kulturszene von Bierstadt, einer typischen Stadt im Revier – mit der vermutlich Wanne-Eickel gemeint ist, wo Gabriella Wollenhaupt als Jungredakteurin tätig war.

Hier folgt ein schönes Beispiel für den bissigen Stil der Autorin, worin der Bürgermeister Gregor Gottwald eine Rede vor dem Hausfrauenverein hält.

Doch Gregor Gottwald hatte sich warm geredet. Er hatte von der Ausbeutung der Frau als Arbeitstier in unserer patriarchalischen Gesellschaft noch nie etwas gehört, geschweige denn verstanden.

„Und dabei habe ich gar nichts gegen die Frauenbewegung“, lachte er in den Saal, „sie muß nur schön rhythmisch sein!“

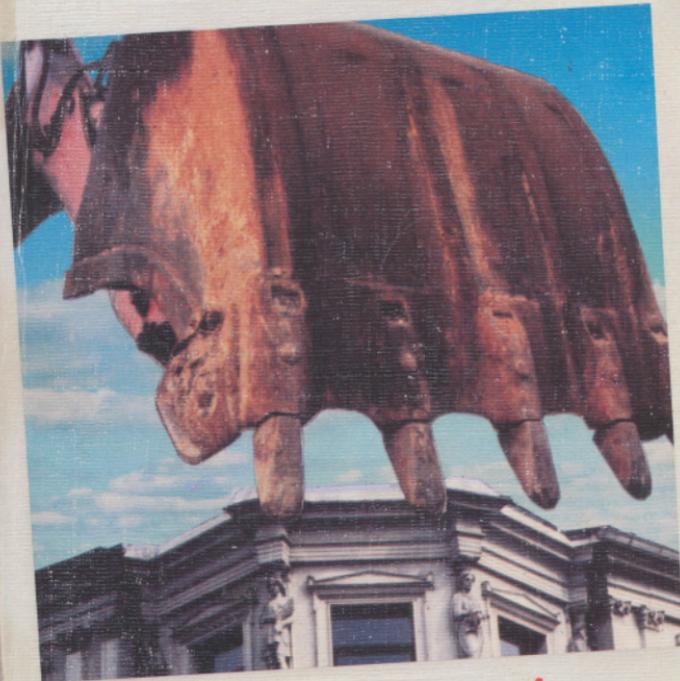
Die Miene der Landesvorsitzenden erstarrte, ihr erschlafenes Kinn zitterte, und die breiten Gesundheitsschuhe scharrten über den Boden wie ein Pferd, das kurz davor war auszuweichen. (S. 84)

Was Gabriella Wollenhaupts Spott über das avantgardistische Theater angeht, so merkt man, dass der Roman aus den neunziger Jahren stammt: Damals war das konservative Publikum, das womöglich sogar noch Schauspieler in historischen Kostümen erwartete, mit Verfremdungseffekten noch zu schockieren; die Aufführung hier in Bierstadt bietet sogar noch den überlieferten Text. Heute dagegen geht man in der Erwartung in den Kulturtempel, mit möglichst originellen Einfällen überrascht zu werden, wenn möglich mit einer Neudichtung und einer Neuinterpretation des Textes.

Knauer®

Krimi

David Williams



**Treasure unter
Denkmalschutz**

Deutsche Erstausgabe

***Williams, David: Treasure unter Denkmalschutz**

David Williams [Stuart David Williams, 1926–2003]

Mark Treasure 6: Treasure unter Denkmalschutz

(Treasure Preserved, 1983)

Knauer 04 956 (TB 238 S./DM 7,80)

München 1985

Aus dem Englischen von Karl H. Schneider

Genre: Krimi

Das Sandy-Lane-Projekt war kein besonders großes Bauvorhaben. Im ersten Abschnitt sollten knapp sechs Millionen Pfund investiert werden. Das Gelände erstreckte sich vom Seeufer im Süden etwa einhundertfünfzig Meter landeinwärts bis zu einer Reihe baufälliger Landhäuser an einer Seitenstraße. Mit dem Angebot, diese Häuser abzureißen und an ihrer Stelle einige komfortable städtische Wohnhäuser zu errichten, hatte Seawell sich die Sympathie der Stadtväter eingehandelt.

Für sie spielte es keine Rolle, daß der entstehende Verlust für dieses Beispiel öffentlicher Wohltätigkeit von Quaints Bauunternehmen getragen werden mußte. Auf der anderen Seite war dies einer der Gründe gewesen, weshalb Roxton International von Seawell den Gesamtauftrag erhalten hatte. Zunächst bedeutete dies den Bau eines großen, zehnstöckigen Häuserblocks mit teuren Wohnungen für wohlhabende Pensionäre. Er sollte eine kleine Ladenstraße, Hallenschwimmbad, Sporthalle, Sauna, Friseur, Garagen und verschiedene Restaurants im Erd- und Untergeschoß erhalten. An die mit Pergolen überdachten Gärten auf der Rückseite sollten sich einige Einfamilienhäuser anschließen sowie zwei Tennisplätze. (S. 18f)

Seawell Developments bereitet in der beschaulichen Küstenstadt Tophaven ein interessantes Bauprojekt vor: Man will eine Reihe alter Häuser abreißen und dort Wohnblöcke, Ladenstraßen, Tennisplätze und dergleichen errichten. Aber das soll erst der Anfang sein, denn später ist an

weit größere Unternehmungen wie zum Beispiel einen Yachthafen gedacht.

Das Geld dafür kommt aus Arabien: Hier in England verhandelt Scheich Mhad Alid ben Haban stellvertretend für seinen Bruder, den Emir. Der Einheimische Tony Quaint fungiert bei Seawell Developments als Geschäftsführer, und Mark Treasure, Stellvertretender Vorstandsvorsitzender der Handelsbank Greenwood, Phipps & Co., betreut die finanziellen Abwicklungen.

Die Eigentümer der abzureißenden Häuser sitzen schon wie auf Kohlen, denn sie können den Geldsegen kaum mehr erwarten. Das einzige Hindernis besteht noch in Form des „Runden Hauses“, das ausgerechnet eine eingeeiratete und nunmehr verwitwete Amerikanerin, Lady Louella Basset, für erhaltenswert hält. Das Gebäude wurde im neunzehnten Jahrhundert von einem gewissen Sidney Mashford in Auftrag gegeben und soll nach den Plänen eines bekannten, damals jedoch schon verstorbenen Architekten errichtet worden sein; inzwischen wurde es jedoch sowohl außen als auch innen wesentlich umgebaut. Der gegenwärtige Pächter ist der Kanonikus Algernon

Tring, dessen Frau Cynthia im Runden Haus Hausarbeitskurse gibt; Tring will sich partout nicht vorzeitig auszahlen lassen, sondern erst verkaufen, wenn sein Pachtvertrag in einigen Wochen ausgelaufen ist.

Und nun will Lady Basset in der örtlichen Bibliothek schriftliche Beweise gefunden haben, dass an dem Runden Haus nicht nur ein einziger, sondern sogar zwei prominente Architekten beteiligt waren. Stellte sich das als wahr heraus, würde eine Prüfung durch die Denkmalschutzbehörde, selbst diese negativ bescheiden würde, den Bau um Monate wenn nicht noch länger verzögern – und damit sowohl einige Käufer als auch einige Unternehmer in den Ruin treiben, den reichen Emir natürlich ausgenommen. Das allerdings kann Lady Basset nicht von ihrem Vorhaben abhalten.

„Cynthia“, rief sie von der Treppe aus, „ich bin’s, Liebste, Louella. Ich hab’ was, darüber werde ich niemals hinwegkommen.“

Und auf schreckliche Weise sollte sie recht behalten. (S. 15)

In London berichtet Lady Basset Mark Treasure und dem greisen Lord Greenwood von ihren Entdeckungen.

„Ich habe positive Beweise, daß das Runde Haus 1793 von Sir John Soane entworfen und vermutlich 1841 von William Butterfield gebaut wurde. Das macht es zu einem bedeutenden Werk zweier bedeutender Architekten. Höchstwahrscheinlich ist es einmalig. Wie denken Sie darüber?“ Lady Brasset machte einen tiefen Zug aus ihrer Zigarette.

Sie hatte weder den dunklen Zuchnerzmantel noch die dazu passende Pelzmütze abgelegt. Der Mantel stand offen und ermöglichte einen Blick auf das weiße, mit Goldfäden durchwirkte Wollkleid. Lady Brasset saß aufrecht, ein wenig nach vorn geneigt. Ihre Haltung war wachsam, die Stimme klang unbefangen und selbstbewußt. Die lange Zigaretten spitze handhabte sie wie einen Zauberstab mit Raucheffekten. Treasure kam der Gedanke, daß nur wenige Besucher der Klasse des leder-

nen Hepplewhite-Ohrensessels entsprachen. Diese Dame hier war mehr als ebenbürtig. Sie hatte sogar schönere Beine.

Vier dieser Sessel waren um den runden Tisch in der einen Hälfte des Zimmers gruppiert. In der anderen stand Grenwoods imposanter Schreibtisch. Treasure nahm an, daß Lady Brasset sich bewußt an den Tisch gesetzt hatte, damit Greenwood sich nicht hinter seinem Schreibtisch verschanzen konnte. „Soane? Soane? Entwarf er nicht...“ Die Stimme Seiner Lordschaft kam zögernd aus der Tiefe seines Sessels.

„...die Bank von England. Selbst Sie sollten das wissen, Berty. Die Engländer haben zu wenig Respekt vor ihren großen Geistern. In Ihrem Fall gibt es jedoch kompensierende Fähigkeiten, mein Bester.“

Die ungezwungene Intimität, mit der Lady Brasset Greenwood behandelte, stand in krassem Gegensatz zu der Befangenheit, die er in ihrer Gegenwart zeigte.

„Soanes Bau wurde abgerissen. Der Neubau entspricht jedoch genau der ursprünglichen Vorlage“, warf Treasure ein. „Lady Brasset hat recht. Soane war ein Genie. Vermutlich der einzigartigste Architekt seines Zeitalters.“ (S. 31f)

Mark Treasure ist skeptisch, dass das sich nur noch rudimentär im Originalzustand befindliche Runde Haus erhaltenswert ist, will sich aber nicht an der Diskussion beteiligen. Doch Lord Grenwood beordert ihn nach Tophaven, um dort das Gebäude zu begutachten und umstandslos für wertlos zu erklären.

Auch Nigel Mane, der Vater der Schauspielschülerin Tracy, hat ein Interesse am Zustandekommen des Projekts, wie die Tochter eindringlich darlegt.

„[...] Und jetzt behauptet Lady Brasset, daß das Haus offiziell geschützt werden soll oder so.“

„Erhalten. Sie bemüht sich, daß es auf die Liste der Baudenkmäler kommt.“

„Was bedeutet, daß man es nicht abreißen darf?“

„Nicht unbedingt.“

„Aber es könnte sein, nicht wahr? Und das würde bedeuten, daß das Bauprojekt platzt. Das ist, was mein Daddy befürchtet, und Mr. Daws, und Lancelot Elderberry, der alte schwule Bock, der im Haus neben uns wohnt. Sie alle glauben, daß Lady Brasset verrückt ist. Darum hocken sie unten zusammen und halten Kriegsrat, mit Denis Pitty. Er ist der Anwalt, der alle vertritt. Ist das der Grund, warum Sie hier sind? Lady Brasset behauptete, Sie hätten ihr versprochen, daß kein Abriß geschieht, bevor nicht die Regierung entschieden hat.“

Treasure antwortete nicht sofort. „Nichts, was Lady Brasset getan hat oder noch tun wird, hat auf irgend etwas anderes Einfluß als auf das Runde Haus. Das kann ich Ihrem Vater und den anderen gern erklären, wenn Sie es wünschen.“ (S. 47)

Doch das Problem Lady Basset löst sich ganz von selbst, wie Constable Stock dem Bankier erklärt.

„Es scheint, daß sie versehentlich den Gashahn offen ließ, ohne das Gas anzuzünden. Sie nahm den Frühzug nach London und kam mit dem acht Uhr vierzehn heute abend zurück. Vermutlich öffnete sie die Tür mit der brennenden Zigarette in der Hand, oder, noch wahrscheinlicher, zündete sich dabei eine an, denn das Feuerzeug lag auf dem Boden. Dann: Päng. Der Druck schleuderte sie gegen die Garagenwand draußen, eine solide Ziegelmauer. Sie muß sofort tot gewesen sein, würde ich sagen. Wir haben sie natürlich ins Krankenhaus schaffen lassen.“

Constable Stock, ein untersetzter, offensichtlich kurz vor der Pensionierung stehender Polizeibeamter, hatte seinen Bericht in vollkommen ruhigem Ton erstattet. Er stand mit Treasure und Pitty in der verrußten Küche von *The Cottage*. Das Haus lag etwa anderthalb Meilen landeinwärts vom Tophavener Stadtzentrum und gehörte eigentlich schon zum Dorf Colston, dessen Gemeindegrenze nur wenige Schritte weiter lag. (S. 55)

Wie die Polizei es sieht, hat Lady Basset beim Fortgehen vergessen, das Gas abzdrehen, und beim Wiederbetreten des Hauses gewohnheitsmäßig eine Zigarette angezündet.

Treasure ist allerdings hinsichtlich dieser Erklärung ein klein wenig skeptisch, denn es gibt zu viele Leute, die Lady Basset ein baldiges Ableben gewünscht hätten. Und so nimmt er dezent und unter der Hand Ermittlungen auf, indem auf betont harmlose Art alle Beteiligten befragt, wer denn wen wann und wo gesehen habe.

Treasure unter Denkmalschutz ist nicht nur ein vorzüglich durchdachter und spannender Krimi, sondern bietet auch eine Einführung in die Probleme des Denkmalschutzes in England sowie die Bedeutung klassischer Architektur. Wie es scheint, bedeutet für David Williams der architektonische, stadtentwicklerische und finanzielle Teil der Geschichte ebensoviel wie der kriminelle. Zum Glück versteht es der Autor unglaublich gut, die Hintergründe logisch und lesenswert darzulegen, so dass bei der Lektüre keine Langweile aufkommen kann.

Ein guter Teil des Erfolg des Romans basiert außerdem auf dem herrlich ironischen Stil des Autors. Ein paar Kostproben sollen davon Zeugnis ablegen.

Hier begegnet Mark Treasure zum ersten Mal dem offen homosexuellen Lancelot Elderberry, mehr oder weniger erfolgreicher Autor ungeniert trivialer Liebesromane.

„Und Sie sind vermutlich Mr. Elderberry? „

„Ja, der bin ich, gewöhnlich bekannt als die alte Tunte“, entgegnete der fette Mann schwunglos, begleitet von einem schlappen Händedruck. „Wie geht es Ihnen? Für gewöhnlich eilt mir mein schlechter Ruf voraus, ich hole ihn aber immer wieder ein.“ Und mit einer kraftlosen Kopfbewegung zu Tracy fügte er hinzu: „Hat diese prächtige Person Verleumdungen über mich verbreitet? Das möchte ich doch wohl hoffen.“ Dabei schenkte er jedem der Anwesenden ein mildes Lächeln und einen schnellen Blick durch große, runde Brillengläser. Mr. Elderberry bevorzugte offensichtlich farbenfreudige Kleidung. Er trug ei-

nen leuchtend blauen Samtanzug und zum rosa Hemd ein lose gebundenes gelbseidenes Halstuch. Die lange, zweireihige Jacke war vollständig zugeknöpft. Das betonte die Taillenweite ihres Trägers und unterstrich eine besondere Art von Courage. (S. 50)

Hier unterhält sich Treasure während einer Autofahrt mit dem Kanonikus Tring.

„Gebäude werden heutzutage oftmals einfach aus Furcht vor dem, was an ihre Stelle treten könnte, erhalten.“ Kanonikus Tring starrte auf die Straße vor ihnen und hielt krampfhaft eine alte Ledertasche im Schoß fest.

„Eine sehr kluge Bemerkung“, sagte Treasure und meinte es wirklich so. (S. 131)

Diese Stelle ist besonders markant, weil sie mehrere Facetten hat: Erstens drückt sie die Skepsis vor der verqueren Ästhetik moderner Architektur aus; dann legt sie dar, dass Treasure offenbar in den seltensten Fällen auch wirklich meint, was er sagt; und drit-

tens zeigt der Bankier hier eindeutig ein herablassendes Verhalten gegenüber dem greisen und vielleicht schon ein wenig vergreisten Kanonikus.

Im nächsten Zitat spricht ein namenloser Arzt, der eben den Tod eines Gärtners festgestellt hat – was natürlich wieder ein kurioser Unfall war.

„Also, ich muß fahren. Habe noch eine uralte Patientin weiter unten zu besuchen, die kurz vor dem Abkratzen steht. Ist zu allem Übel auch noch eine Privatpatientin. Sie kann sich aber nicht beklagen. Es ist mir gelungen, sie trotz aller Fortschritte der Medizin bis heute am Leben zu erhalten. Könnte heute aber ein großer Tag für den Schnitter Tod werden. [...]“ (S. 149f)

Und zuletzt sei noch eine Lebensweisheit des erkrankten Kanonikus Tring zitiert.

„Es ist eine Sünde, anderen Böses zuzutrauen, aber es ist selten ein Fehler. Nehmen Sie noch einen Gurkensand-

wich“, sagte Kanonikus Tring von seinem Bett aus. (S. 224)



Uschi Zietsch [1961–]
Anderwelten. Anthologie
Fabylon (PB 208 S./€ 15,00)
Markt Rettenbach 2024
Genre: Phantastik

Jener Raum befand sich im Seitenflügel des Schösschens an der Seine, fünfzig Kilometer von Paris entfernt. Dieser Teil des ansonsten sehr romantischen Gebäudes war stark renovierungsbedürftig. Jahrhundertalter Staub trieb träge durch verbrauchte Luft, die sich auch durch häufiges Lüften niemals erneuern konnte. Der Putz fiel von den Wänden, das Parkett war eingesunken und an einigen Stellen gebrochen, Holzbalken lagen kreuz und quer, Einrichtung war in dem meisten Räumen überhaupt keine mehr vorhanden. Wer sollte sich hierher verirren? Nicht einmal stark angetrunkene Partygäste fanden den halb verfallenen Bereich nostalgisch reizvoll.

Genau deshalb ging Jean Roubinier hier seinen geheimen Projekten nach. Dazu gehörte unter anderem, einen

Drudenfuß auf den Boden des Raumes zu zeichnen, Kandelaber an die Spitzen zu stellen und einen Kreidekreis darum zu ziehen, der mit speziellen Kräutern und Essenzen zweifelhafter Mischung ausgefüllt wurde. In einem Regal standen Lexika und Grimoires, Zauberbücher und ein Handbuch Aleister Crowley's, das durch häufigen Gebrauch fleckig und abgegriffen war. (S. 9, „Siebensturm“)

Jean Roubinier, Besitzer eines renovierungsbedürftigen Schlosses an der Seine, versucht sich als Magier, denn er ist fest entschlossen, die widerspenstige Marie-Jade für sich zu gewinnen. Zu diesem Zweck beschwört er einen Dämon aus der Mittleren Hölle. Bedingt durch einen kleinen Fehler im Aufsagen der Formeln erscheint jedoch nicht der Liebesdämon Siebenlieb, sondern einer von seinen sechs Brüdern, nämlich der Wetterdämon Siebensturm.

Er setzte Siebensturm auseinander, was er wollte, und versprach ihm dafür

nicht nur eine, sondern zwei Seelen: die seine *und* Marie-Jades. Denn Jean Roubinier wollte Marie-Jade auch in der Hölle an seiner Seite haben. „Meine Kinder allerdings bleiben von dem Handel ausgeschlossen“, sagte er bestimmt. „Für den Preis von Marie-Jades Seele verlange ich ein langes, erfülltes Leben mit ihr und frühestens dann unser gleichzeitiges Ableben, wenn wir schon erwachsene Enkelkinder haben.“

„Klar, warum nicht“, antwortete Siebensturm, dessen Augen beunruhigend glitzerten. „Für mich spielen die paar Jahre mehr oder weniger keine Rolle – Hauptsache, ich mache Karriere. Und du riechst mir ganz danach, Bürschlein. Außerdem ist gerade Angebotswoche, habe ich das schon erwähnt?“

„Ich glaube, ja.“

„Also gut, abgemacht. Ich verderbe Marie-Jades Seele und Sorge dafür, dass sie dich für immer und ewig anbeten wird, ihr beide lebt glücklich, bis eure Enkelkinder dein Imperium erben, und dann kriege ich eure beiden Seelen gleichzeitig.“

„Ja, ich denke, das können wir so besiegeln.“ (S. 12)

Aber was hilft, Roubinier muss mit Siebensturm Vorlieb nehmen und verspricht ihm nicht nur seine eigene, sondern auch die Seele von Marie-Jade, wenn es Siebensturm gelingt, sie dem Schlossbesitzer zuzutreiben.

Siebensturms erste Maßnahme ist, zu versuchen, Marie-Jade moralisch zu verderben. Als das nichts fruchtet, will er sie einschüchtern, aber auch das will nicht gelingen, denn die junge Frau fühlt sich innerlich tot. Siebensturms Brüder drohen einzugreifen, wenn Marie-Jade nicht endlich einknickt, woraufhin diese von Mitleid mit dem Dämon ergriffen wird und ihre Seele mit ihm teilt. Marie-Jades kleiner Mops Anabell ist sehr glücklich über diese Entwicklung.

Anabell hüpfte schwanzwedelnd, ohrenschlackernd und hell kläffend hinterher, umtanzte Siebensturm und Marie-Jade dann auf der Straße, toll vor Freude, wie ein kleiner Mops nun ein-

mal so war, wenn seine Menschen glücklich waren.

Denn Hunde sind in Wirklichkeit kleine Engel, deren Flügel sich in einzigartige und ausdrucksvolle Ohren gewandelt haben. Das wissen nur wenige, und am wenigsten die

Hunde selbst. Marie-Jade aber wusste es, denn Anabell hatte ihr einst das Leben und die Freude zurückgebracht.

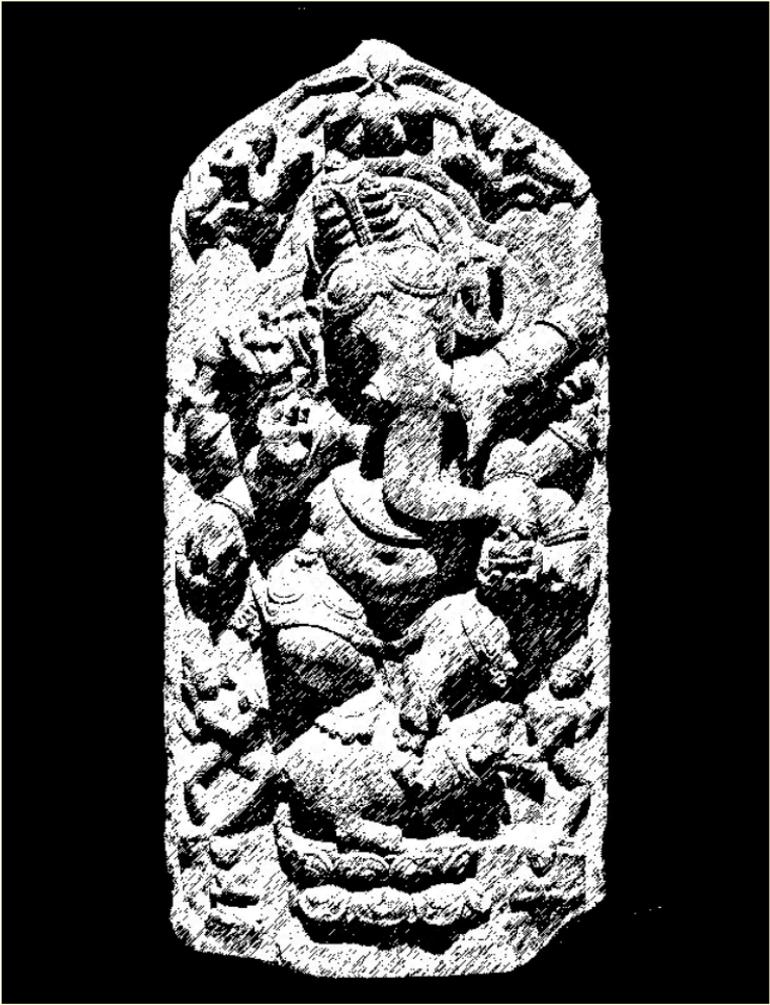
Und wem tat solche überbordende Zuneigung und Fröhlichkeit denn nicht gut? Einem Ex-Dämon jedenfalls schon, es erfüllte sein junges, unverbrauchtes Herz, das gerade erst zu schlagen begonnen hatte.

In der Dunkelheit zwischen zwei Straßenlaternen blieb Marie-Jade stehen, matt vom Mondlicht beschienen, und deutete nach oben. „Schau.“ Und Siebensturm sah. (S. 23)

Auch Marie-Jade und Siebensturm werden glücklich – und was Roubinier angeht, nun, dessen Seele ist ohnehin der Hölle verfallen.

Die Erzählung „Siebensturm“ erwärmt das Herz des Lesers durch ihre bejahende Einstellung zum Leben und zur Liebe.

Anderwelten enthält elf weitere phantastische Erzählungen: Der krumme Takt; Am Ende der Reise; Schneeblume; Die Feentochter; Stunde des Abschieds; Flaumfeder; Drachenherz; Der Dolch des Ritters; Der wahre Schatz; Shah Ra'zad; Dornröschen.



DAS GERICHT DER KRABBEN

Erzählung

Michael Wiedorn

Schwarzes Wasser klatscht gegen dunklen Stein. Ich stehe auf keinem festem Boden. Ich schaukele hin und her, aber nicht auf einer Schaukel, sondern auf einer Wasseroberfläche. Schwarzes Wasser flutet. Es ist alt und kalt wie der Stein. Es stammt aus lang vergangenen Jahrhunderten. Mein Herz zerreißt fast aus Angst. Ich habe keine Angst vor den eisigen Fluten – berhaupt nicht. Vor mir erhebt sich etwas Blutrotes. Es läuft in einer Spitze aus. Eine rote, spitze Kapuze. Eine billige und schäbige Kapuze. So was tragen Junkies und Verwehrloste.

Ein uraltes Gesicht – grau-bleich und ver-runzelt – grinst mich hämisch an. Rotkäpp-chen. Plötzlich haut mir etwas den Schädel vom Hals.

Die frühherbstliche Sonne umschmei-chelt mich. Ich erblicke das Radio und die hingeknüllten Taschentücher vor meinem Bett. Unwillkürlich greife ich an meinen Kopf. Ich betaste meinen Hals. Was war das für ein Zwerg? Wo war ich eben? Jetzt muss ich niesen. Ich erhebe mich vom Bett um mir ein Taschentuch zu greifen und putze mir die Nase. Ich gebe Geräusche wie ein Elefant von mir. Natürlich nicht so laut – bin ja kein Elefant. Der Rotz wird aus den Nasenhöhlen ins Papier gestoßen. Dunkle, rot düstere Höhlen tief in der Tiefe des Kör-pers, gefüllt mit unförmigen Massen un-sichtbarem, klebrig weichem Schleim. Sprengstoff. Eine alles zerstörende Kraft zerreißt mein Inneres. Es will raus. Es muss zerstören und zerreißen. Raus und nichts wie raus! Beim Abputzen der Nase klebt der Rotz zwischen Nasenlöchern und Tempota-schentuch und zieht Fäden wie Käse an der Pizza. Gott – wie ekelt es mich vor meinem eigenen Inneren – denke ich noch. „Im Ekel

erfährt der Mensch seine Vorhandenheit“ oder so ähnlich formuliert es die Philosophie – fällt mir gerade beim Anblick der Rotzfäden ein. Igittigitt! Meine Nase hat mich wieder voll auf den Boden der Tatsachen zurückgebracht. Wer war der seltsame Zwerg? Warum schwebte ich wie ein Geist über dem Wasser? In welcher uralten Stadt war ich heute Nacht?

Ich blicke auf das Display meines Handys. Es ist 9 Uhr 03. Ich drücke auf den Anschaltknopf des Radios. Die CDU/CSU verhandelt mit der SPD für eine große Koalition. Viele Leute halten nichts von einer großen Koalition, da es dann eine zu schwache Opposition gibt. Mag sein – mag auch nicht sein. Ich schwinge meine Beine aus dem Bett und den restlichen Körper schiebe ich hinter her. Jetzt stehe ich aufrecht in der Tageswirklichkeit und bewege mich vorwärts in die Küche. Ich stelle dort den Wasserboiler an, um, wenn ich im Laufe des Vormittages Tee kochen will, warmes Wasser zur Verfügung zu haben. Ich habe einen kaum erträglichen Druck auf der Blase und gehe aufs Klo um dort meine Schlafanzughose runter zu lassen. Plötzlich haut mir

kalter Stahl das Feuchte aus meinem Leib. Ein Prickeln. Ich lasse Wasser. Es fließt. Gelb aus dunklen, rot düsteren Höhlen tief in der Tiefe des Körpers, angefüllt mit unendlichen, nicht begrenzbaeren Fluten und Meeren aus güldenem Wasser. Es will raus! Raus und nichts wie raus! Ich bin fertig, ziehe die Schlafanzughose hoch und ziehe die Spülung.

Ich gehe in die Küche zurück, nehme die weiße Kanne, die mit Grünem Tee vom Vortag gefüllt ist, vom Küchentisch ins Wohnzimmer. Grüner Tee – grüne, sanfte Weiden. Lauch und Schilf im sanften Regen. Ich habe schon die Kanne von der Tischplatte gehoben, als mir einfällt, dass ich für das Rasierwasser die Watte brauchen werde. Ich bewege mich – die Kanne in der Hand – Richtung Fenster und nehme die Watte vom weißen Küchenkasten. Ich verlasse die Küche.

Im Korridor, der die Küche mit dem Wohnzimmer verbindet, blicke ich in den Spiegel. Bei meinem Anblick denke ich mir – ich sollte mir mal wieder die Haare schneiden. Mein jetziges Aussehen langweilt mich. Brauner Flaum steht mir jetzt

auf dem Kopf. Ich sehe unscheinbar aus. Ich mag die blanke Härte des kahlen Schädels. In der Nase kommt Juckreiz auf. Es kommt. Es will kommen. Es platzt. Ich niese. Ich habe keine Hand frei. Meine Nase gibt einen Sprühregen von sich. Im Spiegel erhasche ich die Fratze, die ich beim Niesen schneide. Mein Gott – wie hässlich ist meine Fresse in unkontrollierten Körperzuständen! Am Hals zwei hässliche Hautfalten. Der Anblick der gelblich-blassen Gesichtshaut alter Menschen erregt mir immer den Würgereiz. Riesige Augensäcke, die man bei einer Reise als Gepäck benutzen könnte – angefüllt mit unnennbaren Säften. Ein Putenhals. Zwei Falten am Hals hängen schlaff in die weite Welt. In einigen Jahren sollte ich mir einen feuerroten Irokesenschnitt wachsen lassen und in einen Hühnerstall ziehen. Greisenköpfe mit rotem Kamm drauf auf Hühnerkörpern werden von einer überdimensionalen Magd mit dem Kehrrichtbesen weggescheucht. Die brennend rote Kapuze über dem greisen Zwergengesicht.

Ich gehe weiter ins Wohnzimmer an mein Bett und stelle die Kanne auf den

Fußboden vor dem Bett. Zu Hause sitzt ich immer im Schneidersitz auf der Matratze. Im Radio wird gerade über einen wissenschaftlichen Kongress über den Denkmalschutz in Nordostbrandenburg berichtet. Die größten Koryphäen sind jetzt in Berlin versammelt zu diesem Anlass. Ich nehme mir fest vor nicht hinzugehen. Ich bin schon richtig stolz auf meine Entschlossenheit mich nicht mit dem Denkmalschutz in Nordostbrandenburg zu beschäftigen. Ich werde mich heute gnadenlos mit allem, aber buchstäblich mit allem beschäftigen, nur nicht mit dem Denkmalschutz in Nordostbrandenburg. Die blanke Schädelpfanne unter der flammenden Kapuze ist klatschnass von Schweiß. Der Liliputaner schwitzt. Das Sein erschließt sich dem Menschen durch den Ekel – so die Philosophie. Heute Abend muss ich ins Kino. Jürgen Trittin spricht sich gegen eine schwarz-grüne Koalition aus. Jürgen Trittin müsste im Falle der Bildung einer schwarz-grünen Regierung Kabinettsmitglied werden – meinen einige. Ich schenke mir Tee ein und trinke gleich gierig einen Schluck. Grüner Tee. Sanftes Gelb durch das ich das weiße Por-

zellan sehe. Mild wie Lauch und Frühlingsregen. Ich warte auf den Wetterbericht. Wie werde ich heute meinen Tag verbringen? Der Rotz drängt wieder in die Nase. Hirnzellen mit giftigem Schleim verstopft. Es muss gesprengt werden. Ich führe vorsorglich ein Papiertaschentuch an die Nase und lasse mich gehen. Gelb und rot sprühen. Die Entladung gibt mir eine Vorahnung der Erlösung. Ein heftiger Schlag lässt mich den Kopf verlieren.

Höchsttemperaturen 13 – 16 Grad. Sonnenschein. Sich frontal der Sonne aussetzen ist gut gegen die Erkältung. Jetzt im Herbst wird die Sonne nicht mehr so heiß, dass die Haut verbrennt. Ich verehere die Sonne als Lebensspender. Bei Wasser fürchte ich mich vor dem Absaufen und vor Flutkatastrophen. Vor den Küsten, weit draußen vor den Ufern – niemand zu Lande kann etwas ahnen, die Fabriken arbeiten, die Gärten werden gemäht, Hunde werden ausgeführt – weit draußen im Meer stürzt eine Welle, eine Flut mit unaufhaltsamer Wut – man könnte schon sagen Hass – auf die harmlos im Alltag vor sich hindämmernde Küste zu. Das Wasser eilt heran. Es wird uns alle ho-

len. Uns alle. Erde setze ich mit Dreck gleich. Dreck und Schmutz ziehen unsere Beine in die Tiefe. Verweste, aufgelöste Mütter lauern in der Tiefe. Jetzt ist die Erde nass. Würmer und Leichen finden ihr Heim in der Erde. Über die Luft habe ich keine Vorstellungen. Luft ist unsichtbar und ungreifbar und ist ein Nichts. Die Unfassbarkeit des Geistes. Das Radio sendet jetzt Musik. Mozart. Mendelsohn-Bartoldy.

Ich ergreife einen Schmöker, der neben meinem Bett liegt, öffne ihn und beginne zu lesen. Der Buchumschlag ist schwarz mit rotem Rand. Der Buchrücken ist rot – feuerrot. Ich muss mich einlesen. In den ersten Momenten lese ich Sätze, die ich nicht verstehe. Ich verstehe nicht einmal, worum es überhaupt geht. In meinen Hirnwindungen breitet sich eine sinnlose Aneinanderreihung sinnloser Sätze aus. Mein Gott – ich verstehe ja rein gar nichts! Ich denke an das abgestandene, unendlich tiefe Wasser vom Erwachen, das schwankt und flutet und an rätselhaftes Gestein klatscht. Ich schwanke auf den Wellen, die mir keinen Halt bieten, aber mich noch nicht verschluckt. An-sich. Für-sich. Das An-sich ist

ganz, was es ist. Es ist kompakt und steht fest, ist sich selbst. Klobig und roh. Das Fürsich ist und ist nicht. Das Wasser fließt. Man tritt auf das flutende Wasser und fällt in die Tiefe. Es ist, indem es verneint. Der Unwahrhaftige ist der, der er nicht ist. Ein Gesicht auf der Wasseroberfläche ist nicht vorhanden. Nach dem Schlag gegen meine Halsschlagader sehe ich flüchtig – ganz flüchtig – ein Gesicht im Wasser verschwinden. Es ist mein eigenes Gesicht. Es ist ängstlich. Es ist zu einer Fratze verzerrt. Die Vorstellungen in meinem Kopf ist der Garten selbst, ist der Hund selbst oder der Garten vor meinen Augen. Sie existieren nicht. Sie sind Vorstellungen.

Ich blicke aus dem Fenster und sehe, dass sich die Sonne durchsetzt. Ich stelle mir meinen Tag, den ich in der Sonne verbringen werde, in meiner Vorstellung vor. Ich stelle mir in meiner Vorstellung vor, wie ich das Buch zuklappe und ich bewerkstellige es in der Wirklichkeit. Ich stelle mir vor, wie ich am Nachmittag am Landwehrkanal entlang laufe. Das gelb werdende Laub. Das Sonnenlicht strahlt. Der herbstliche, sonnenüberstrahlte Land-

wehrkanal ist mir in der Phantasie, aber er fließt nicht hier in meinem Zimmer. Tatsächlich lege ich das Buch zur Seite. Das Feuerrot des Buchumschlages. Feuerrot leuchtet die spitze Mütze des Ungeheuers. Das kalte, verschlossene Gesicht eines kleinen Mädchens in krebsrotem Lackmäntelchen blickt aus der Tiefe des Teiches.

Kulturnachrichten. In der Stadtbücherei Steglitz liest heute Abend eine – nennen wir sie mal so – Brigitte Schulze aus ihren Memoiren „Eine Kindheit unter Ulbricht“. Auf Schloss Rheinsberg gibt es eine Tagung „Kurt Tucholsky und die Frauen“. Will man seine Zeit totschiagen und hat nichts, was einen wirklich antreibt, kann man immer mit lauwarmem Interesse irgendwo auf Veranstaltungen herumlungern und sich nicht vorhandene Lebendigkeit einreden. Im Kinoprospekt sehe ich noch mal nach der Anfangszeit von „Wenn die Gondeln Trauer tragen“. Das Blut quillt aus der Halsschlagader des Opfers. Das verflossene Blut erneuert nicht die geschwächte Kraft der Erde. Eine schwarze Gondel mit drei trauernden Frauen in Schwarz treibt durch den Kanal. Ich muss heute Abend in den

Film – koste es, was es wolle. Ich lege den Prospekt zur Seite. Aus dem Radio erklingt wieder Musik.

Ich nehme das rot-schwarze Buch wieder zur Hand und schlage es wieder auf. Statt ins Buch blicke ich auf unregelmäßige Formen und Flecken und Rinnen. Ich erschrecke. Wie krank und unreinlich ist meine Haut. Flecken, Venen, Abschürfungen. Wucherungen, die ich mit bloßem Auge nicht sehen kann, könnten zu den ganzen Organismus verzehrenden Krebsgeschwulsten anwachsen. Meine Hand zerfällt in seiner Ganzheit in unzählige Zellen. Das Tote wartet in der Haut. Es ist diese penetrante Nahsicht, die dieses Buch so unnahbar macht. Aufdringlich wird der Blick erblickt und das Erblicktwerden erblickt. Was ist Dasein in seiner Gegenwärtigkeit, bevor es als etwas Bestimmtes erkannt wird? Die Feuchtigkeit, Weichheit und Schwammigkeit von Blättern, Gras, Fleisch, Erde nach Herbstregen. Rotz, Eiter, Schlamm in den tiefen Höhlen des Inneren.

Ich entschieße mich, mich zu rasieren. Ich nehme den elektrischen Rasierer aus der Schachtel und stecke das Kabel in die

Steckdose. Ich schalte den Rasierer an. Die drei Drehköpfe am oberen Ende des Rasierapparates drehen und drehen sich und kämpfen gegen den Bartflaum an meinem Kinn. Im Garten mähe ich oder ich versuche durch das seit Wochen nicht mehr gemähte Gras durchzukommen. Dickes Gras. An einer Stelle des Kabels funkt es plötzlich. Ein elektrischer Stromschlag durchfährt meine Glieder. Eine stechende Hitze durchschlägt meinen Rumpf. Ich streiche mit der Schneide des Apparates immer wieder und immer wieder – fast liebkosend zärtlich – über die Haut meines Kinnes – vor allem über die Kante zwischen Kiefer und Hals. Ich möchte keinen Bart oder allzu sichtbaren Flaum am Kinn haben. Brillenträger mit Dreitagebart sehen nicht verwegen aus, sondern wie verkaterte Penner. Ein Brummen im Kopf an einem nass-kalten Tag. Grauer Morgen. Magenkranke Alkoholiker mit Mundgeruch und gelben Zähnen. Im Barthaar sammeln sich vergammelte Speisereste und Insekten. Fliegen, Kakerlaken, Motten. Mitten aus dem Bart springt eine Ratte. Beim Rasieren vergesse ich immer wieder, dass ich inmitten von haarlosen Gesichtspartien kleine –

ganz kleine – Inselchen von wucherndem Haar habe. Einzelne Strohhalme inmitten einer wüsten Sandfläche. Meine genetischen Anlagen konnten sich nicht entscheiden, ob sie mir Koteletts wachsen lassen sollten. Ich schalte den Rasierer aus und überlege, ob heute wieder die Zahnseide fällig ist. Nein, heute nicht! Seit einigen Jahren reibe ich mir alle zwei Tage sämtliche Zwischenräume zwischen meinen Zähnen. Dort verwesen ganze Gemüsefelder, Rinderherden und Schweineställe. Der Mund verwandelt sich in ein Grab mit langem Gang tief in die Eingeweide. Darm, Leber, Magen. Die Dünste aus dem Gekröse strömen in die freie, sonnige Umwelt. Im September reinige ich mich mit der Seide nur an den geraden Tagen. Heute ist der 27. – also lässt mich heute die Zahnseide in Ruhe.

Ich schenke mir wieder Tee in die Tasse und merke, dass die Kanne fast leer ist. Ich trinke zwei Schlucke und stehe mit der Teekanne in der einen Hand und dem Handy, von dessen Display ich die Zeit ablese, in der anderen Hand aus dem Bett auf und gehe in die Küche um erneut Tee zuzuberei-

ten. Ich lasse heißes Wasser in den Kochtopf, stelle den Herd an und stelle den mit Wasser gefüllten Topf auf die Herdplatte. Das Licht am Boiler leuchtet wieder rot. In einem stillen, totenstillen Raum – dunkel in der Nacht – gehen plötzlich rote Lichter an. Es bleibt alles still, nur die roten Lichter blinken. Ich verlasse die Küche und gehe wieder ins Wohnzimmer. Aus dem Radio ertönt Johann Strauß. Ich rase zum Rundfunkgerät um sofort umzuschalten. Staatspräsident Rohani, mit sauberem Bart und Brille scheint kompromissbereiter zu sein als sein Vorgänger. Der Westen setzt große Hoffnungen in ihn. Das Rot eilt und treibt mit flammendem Hass auf mich zu. Die rote Kapuze. Israel droht mit Angriff. Ich hebe die Eisenhantel in Höhe meiner Brust und von dort aus strecke ich langsam meinen Arm nach vorne. Zehnmal und dann das selbe Spiel mit dem anderen Arm. Beim achten Mal habe ich Mühe den Arm nach vorne zu strecken. Ich habe immer Angst meinem Rücken zu schaden. Das Rückgrat ist biegsam und das Fleisch schwach. Ich blicke in den Spiegel und sehe den Zwerg. Er ist in meiner Wohnung. Ich bin ein Kind

mit krankhaft unterentwickelten Muskeln. Ich bin ein Krüppel – ein Gespenst mit Buckel, das nicht richtig auf die Welt gekommen ist. Elfenbeinweiße Haut über Knochen gespannt. Ich verstehe nicht, mit welcher Selbstverständlichkeit andere Kinder rennen und springen. Mein dürftiger Kinderkörper ist mir so verhasst wie einem Greis seine Gichtknoten und seine künstlichen Hüften. Der vergreiste Körper ist eine schwere Last aus Blei. Feuerrot ist nur die Kapuze. Ein Messer würde mir Macht geben. Es fließt nie mein eigenes Blut in meinen Adern. Ich war schon immer hochgradig lethargiegefährdet. Auch in der frischesten Jugend musste ich mich zu Taten und Anstrengungen hochraffen. Als Greis, wenn mir meine Zukunftslosigkeit grausam bewusst wird, werde ich wohl Tage und Wochen und Monate ungewaschen und bestialisch stinkend in der Wohnung herumlungern. Jahre lang werde ich nichts mehr fressen.

Ich turne mit den Hanteln und spüre den belebenden Blutkreislauf. Blut fließt kraftvoll in meinem Leib. Im Blut liegt die Kraft. Beefsteak darf nicht gar gekocht werden.

Neben dem Stück Fleisch fließt etwas Blut. Die in die Fleischgefäße stechende Gabel treibt weiteren Saft heraus. In Leichen fließt nichts mehr.

Das Rauschen des kochenden Wassers im Boiler bricht ab. Das Rauschen des kochenden Wassers auf der Herdplatte wird lauter und dringlicher. Ich lege die Hantel auf den Fußboden. Ein ganz leichter Muskelkater in den Oberarmen und in den Schultern. Es ist ein erfreulicher Hinweis darauf, dass ich vielleicht einen lebendigen Körper habe.

Ich hole aus dem Eisschrank eine Banane, schäle sie und beiße hinein. Das vergilbte Fleisch bietet den Zähnen keinen Widerstand und verwandelt sich sofort in meinem Mund zu Brei. Mich ekelt es immer vor all zu weichen und süßen Speisen. Ich bin schon oft bei zu Brei aufgeweichten, mit braun verfärbten Schalen, verfaulten Bananen ins Würgen gekommen. Ich lege großen Wert darauf, dass immer Bananen im Eisschrank liegen. Sie sollen gut für die Verdauung sein. Ich stülpe das Teenetz über die Kannenöffnung und schütte drei Teelöffel hinein. Ich gieße das gekochte

Wasser in die Kanne und blicke auf das Display des Handys. In drei Minuten muss ich das Netz von der Kanne entfernen. Mit einem Lappen wische ich die verbliebene Feuchtigkeit aus dem Topf. Ich möchte die drei Minuten nicht tatenlos vor mich hin glotzen. Ich beuge das rechte Bein in die Höhe, stehe nur auf einem Bein und gehe mit dem noch stehenden, linken Bein fünfmal in die Beuge. Ganz langsam, nur nicht eilig und dann das Selbe beim anderen Bein. Nach Abschluss dieses Ritus sehe ich wieder nach der Uhrzeit. In einer Minute muss ich das Teenetz entfernen. Ich schaue einen kurzen Augenblick zum Küchenfenster hinaus. Direkt gegenüber liegt die Küche einer jetzt unbewohnten Wohnung. Ich erschrecke. Eine Jacke in grüner Leuchtfarbe hängt am Fensteröffner der anderen Wohnung. Die Wohnung ist sonst leer. Durch die Scheibe sehe ich einen beleibten Mann, der nur da steht und wie es mir scheint, in meine Richtung glotzt. Ich denke – er hat mich die ganze Zeit beobachtet. In mir steigt eine ungeheure Wut gegen diesen Klotz auf. Ich hasse es erblickt zu werden, wenn ich nicht zurückschaue. Ich

würde am liebsten das Fenster aufreißen um ihn anzubrüllen. Er ist so rund und klobig und unempfindlich, dass er mich nur seelenruhig anstarren würde – er würde nicht einmal hämisch grinsen. Ich sehe nach der Uhrzeit. Es ist so weit. Ich nehme die Kanne und ein Glas und gehe damit zum Spülbecken und gieße über dem Becken Tee ins Glas. Das trübe Gelb des Glases. Ich schaue dabei zur gegenüberliegenden Wohnung hinüber und beobachte jetzt, dass der Fremde etwas ans Ohr drückt und für mich aus der Entfernung kaum wahrnehmbar die Lippen bewegt. Ich bin jetzt überzeugt, dass er schon die ganze Zeit in den Apparat sprach und dabei vor sich hingesehen hat, ohne auf irgendetwas gezielt zu blicken – schon gar nicht auf mich.

Das Glas ist jetzt gefüllt. Es ist so heiß, dass ich mich beeile es auf den Eisschrank zu stellen. Mit der Kanne gehe ich ins Wohnzimmer und stelle sie auf den Fußboden vor dem Bett. Ich setze mich im Schneidersitz auf die Bettstatt. Aus dem Radio spricht jemand über die mangelhafte Infrastruktur in Deutschland. Sie ist sicher-

lich besser als in Eritrea. Aber an Deutschland werden andere Ansprüche gestellt.

Aus dem Radio fließt die Moldau. Das Zimmer ertrinkt in der melancholischen Musik, aus der die Verlassenheit und Trostlosigkeit einer verfallenen Stadt in der böhmischen Provinz klagt.

Ich lese wieder im dicken Buch über den Blick. Ich werde von einem Auge, das nicht sehen kann, angeblickt. Ich – in meiner hässlichen Nacktheit unter der grausamen Kamera – unter einem Auge zwischen kahlen Zellenwänden. In dieser Zelle gibt es keine Pritsche, keinen Spind und kein Waschbecken wie in anderen Gefängniszellen. Ich bin lebenslänglich in eine Überwachungszelle gesperrt. Nicht einmal eine Türe. Wie bin ich denn hier überhaupt reingekommen? Ich bin ein Gegenstand für jemanden, den ich noch nie gesehen habe. Mich gibt es nicht mehr. Ich bin nur das, was der Andere, den ich noch nie gesehen habe und den ich niemals sehen werde, an meiner Außenseite sieht. Ich habe kein Innenleben. Keine Gefühle, keine Gedanken, nicht einmal Eingeweide.

Die wohlklingende Moldau überflutet das von der milden Herbstsonne bestrahlte Zimmer. Verfallene Barockpaläste mit bröckelndem Stuck inmitten verwahrloster Parks. Ostblock in den frühen Fünfzigern. Eine Straße mit Kopfsteinpflaster. In der Novemberdämmerung beleuchten alte Kandelaber aus rostigem Metall die durch das Alter und den nahen Industrieanlagen schwarz gewordenen Fassaden. Eine altertümliche Straßenbahn quietscht und klingelt an überdimensionalen Portraits von Marx, Engels, Lenin vorbei. In den zwei Waggons der Straßenbahn sitzen ganz vereinzelt ganze drei Personen. Einsam und ernst vom klammen Licht fahl überstrahlt.

Ich klappe das Buch zu. Ich kann mich doch nicht konzentrieren und habe keine Lust weiter zu lesen. Ich springe – weniger aus Unternehmungslust, als aus Angst in Trägheit zu verfallen – und nehme nochmals die Hanteln zur Hand. Ich hebe mit dem Unterarm zwanzigmal die Hantel bis zur Schulter und dann mit dem anderen Arm das Selbe. Ich lege erschöpft die Hantel beiseite. Trotz jahrelangem Trainings sind meine Ärmchen noch ziemlich dürr. Ich ha-

be einfach zu spät angefangen. Ich hätte als Jugendlicher beginnen sollen. Ich gehe in die Küche. Im Gang komme ich am Spiegel vorbei. Ich schaue in den Spiegel. Mit meinem Anblick bin ich zufrieden. Ich halte mich für jung. Durch die eben erledigten Übungen ist mein Blutkreislauf angekurbelt. Ich habe wieder einen leichten Muskelkater. Einen ganz Leichten. Ich bin doch ganz massiv vorhanden.

Ich betrete die Küche, nehme die Zahnbürste, führe sie unter den Wasserhahn, drehe das Wasser auf und lasse es über die Bürste laufen. Drehe den Wasserhahn wieder zu und streiche eine kleine, ganz kleine Portion Zahncreme auf die Borsten. Schweineborsten. Riesige Viecher grunzen und stehen mit den Schädeln über den Trögen. Kantige, kahl geschorene Zuchthäuserschädel. Schrubbe mit ruckartigen Bewegungen die Bürste in meinem Maul hin und her. Ich blicke durch das Küchenfenster auf das Fenster in der Wohnung gegenüber. Die Jacke in grasgrüner Leuchtfarbe hängt immer noch unverändert am Fenster. Der Handwerker macht sich an der Wand zu schaffen. Ich kann nicht genau erkennen,

was er veranstaltet. Er steht aufrecht mit dem Gesicht zur Wand und fährt mit seinem rechten Arm die Mauer auf und ab. Der Anblick langweilt mich und ich konzentriere mich auf das Zähneputzen und glotze dabei auf das Email des Waschbeckens. Ich sehe dabei gelbe und braune Schmutzränder auf dem Weiß meines Beckens. Das Wasser im Becken steht hoch. Das ernste und verschlossene Gesicht des toten Mädchens blickt mit leeren Augen durch das Wasser. Ich lege die Zahnbürste zur Seite, öffne den Wasserhahn, halte meine zusammengelegten Hände unter den Wasserstrahl, um das Wasser zu fassen, führe die Hände mit Wasser gefüllt an meinen Mund und schütte das Nass in meine Mundhöhle. Wasser strömt unaufhaltsam in düstere Höhlen. Wasser stürzt in einer Flutwelle über eine Straße – über Häuser. Das Wasser schwanke ich in meinem Mund hin und her, damit im Mund der Rest der Zahnpasta weggespült wird und spucke das Wasser wieder aus. Das Wasser erfrischt den Mund. Er ist jetzt befreit von der Trockenheit. Endlich! Endlich regnet es in der Wüste. In der grau-braunen Ödnis breitet sich das Grün

der bis jetzt unterirdisch knospenden Pflanzen aus. Ich nehme noch einen Schluck aus dem Glas, das seit der letzten Teezubereitung bis an den oberen Rand mit Grünem Tee gefüllt ist. Der Grüne Tee ist nicht grün, sondern gelb. Er sieht wie Pisse aus. Der Tee ist nicht heiß, sondern angenehm warm. Ich gehe im Hochsommer auf einem Fußweg durch eine Wiese. Fünf Meter rechts vom Weg zieht sich ein Holzzaun hin. Etwa fünf oder sechs besoffene Jungs um die Zwanzig mit heruntergelassenen Hosen stehen schwankend und taumelnd am Zaun und geben weite Strahlen von gelbem und goldenem Urin von sich. Gold – strömend und metallisch klappernd bedeckt den Boden. Immer mehr und immer mehr. Im Sommer erheben sich in den Springbrunnen stolz die Fontänen. Einige der Knaben am Holzzaun müssen beim Wasserlassen rülpsen. Meine Fresse ist durch das Zähneputzen ganz feucht.

Ich nehme die weiße Seife, die auf einem kleinen Porzellanteller liegt, befeuchte sie unter dem laufenden Wasserhahn und beschmiere mit der Seife mein Gesicht. Ich drehe das Wasser aus. Mir fällt jetzt ein,

dass die Watte im Wohnzimmer liegt. Ich gehe ins Wohnzimmer, nehme die Watte und gehe mit ihr zurück zum Waschbecken in der Küche zurück. Ich reiße von der Watte ein größeres Stück herunter. Kleine Fetzen bleiben mir in der Hand kleben. Ich drehe wieder das Wasser an und befeuchte das heruntergerissene Stück Watte. Ich versuche jeden Winkel in meinem Gesicht zu reinigen. Meine Visage ist nichts Anderes als eine Fläche mit einer Erhebung in der Mitte. Ein Straßenkehrer reinigt eine Straße mit einem Baum in der Mitte. Der Handwerker steht wieder reglos am Fenster und scheint in meine Richtung zu blicken. Ausgeliefert und nackt liegt der Häftling auf dem Betonfußboden seiner Zelle und jede seiner Bewegungen verfolgt die Videokamera mit einem leisen Schwenk.

Ich ziehe jetzt meinen Schlafanzug aus und lasse die beiden Schlafanzugteile unachtsam auf den Fußboden fallen, aber in sicherer Entfernung vom Waschbecken und denke mir bei einem flüchtigen Blick zum Küchenfenster der gegenüberliegenden Wohnung: „ Schau weg! Schau woanders hin!“ Der Wasserstrahl läuft aus dem Hahn.

Der Wasserspiegel im Becken steigt. Vielleicht ist der Ausguss verstopft. Sehen mich durch das durch die Seife trübe Wasser zwei ernste und vorwurfsvolle Augen an? Es ist zu spät für jede Hilfe. Mit dem Waschlappen befeuchte ich meinen Körper. Über die Körperteile streiche ich die cremige Seife. Glitschig. Ich befeuchte den türkisblauen Frotteewaschlappen und führe ihn über den eingeseift glänzenden Leib. Die Schenkel, die Brust, die Arme und Beine würden jedes darauf wandernde Insekt zum ausrutschen bringen. Ich streiche mit dem Lappen darüber und sehe auf das Türkisblau des Waschlappens und sehe das Weiß der Seife perlen. Die türkisblauen Kacheln der Moscheekuppeln von Isfahan. Die Sehnsucht in der Wüste nach belebenden Brandungen. Fichtengrün und Türkis werden in das Badewasser geschüttet. Ich streiche mir so häufig über die Glieder, über die Brust und den Hintern, bis der Lappen nach dem Darüberstreichen keine Seifenreste mehr aufweist. Unentdeckte Seifenreste erzeugen Entzündungen. Die Haut trocknet aus und wird rot. Die Haut brennt. Ein wie eine Fackel brennender Mann rennt

hilflos durch die Straßen. Um Himmels Willen nicht helfen! Nicht berühren! Ich trockne mich mit einem großen, rosafarbenen Handtuch ab. Ich blicke zum Küchenfenster von gegenüber und sehe, dass dort keine Jacke mehr hängt. Die Fenster der leeren Küche sind weit geöffnet. Es ist jetzt nach zwölf Uhr. Der Handwerker hat Mittagspause – vermute ich. Ich hebe unter dem jede Bewegung aufnehmenden Blick der Observationskamera meine beiden Schlafanzugteile auf und ziehe sie hastig an. Ich schäme mich meiner Nacktheit. Ich nehme noch einen Schluck Tee aus dem halbleeren Glas.

Im Wohnzimmer zurückgekehrt hebe ich die Hantel zwanzigmal bis zur Schulter hoch. Die ersten zwölfmal gehen ohne Probleme, danach spüre ich wachsenden Widerstand. Das Hin- und Herbeugen wird schwerfälliger und langsamer. Beim rechten Arm, mit dem ich anfangs, erreiche ich mit Leichtigkeit die Zwanzig. Bevor ich zum linken Arm überwechsle, trinke ich einen Schluck Tee. Ich nehme wieder das Eisen. Ab der zwölften Beuge schreit mein linker Arm um Gnade. Bei der Siebzehnten unter-

breche ich, genehmige mir einen weiteren Schluck und stecke das herumliegende Telefon in die Buchse. Habe ich am 27. September überhaupt telefoniert? Ich erledige jetzt die restlichen, drei Armbeugen. Ich will meine Hose anziehen. Im Inneren der Hose liegt noch die Unterhose von gestern. Eine gelbe Bremsspur zwischen den beiden Öffnungen für die Beine. Ich gehe mit der dreckigen Unterhose in das Nachbarzimmer und werfe sie auf den Haufen schmutzige Wäsche, die ich in den nächsten Tagen zur Wäscherei bringen will. Im Rundfunk wird diskutiert: soll sie Türkei der EU beitreten? Ich gehe zu einem Birkenholzstehpult, das von mir als Wäscheschrank missbraucht wird, hebe die Klappe, hole mir eine saubere Unterhose und ziehe sie mir gleich an. Die Türkei hat nie zu Europa gehört – meint eine betont distinguiert klingende Altdamenstimme. Ich ziehe die Jeans an und das blaue T-Shirt von gestern. Die Türkei hat eine islamische Tradition. Ich ziehe mir Turnschuhe aus braunem Wildleder mit weißen Streifen und weißen Schnürsenkeln an. So sahen die Schuhe der chilenischen Fußballmannschaft in den Fünfzigern aus.

Europa hat jüdisch – christliche Traditionen. Ich schließe die Wohnungstüre auf. Die Türkei ist ein untrennbarer Teil Europas. Ich sehe in der Küche nach, ob der Herd abgestellt ist. Ich mache das Radio aus. Mir fällt wieder der Film ein. Das zum Püppchen erstarrte Mädchen, das um sein ganzes Leben betrogene Mädchen, der schwer gealterte Zwerg rammt das Messer in die Halsschlagader des Vaters. Der Verwachsene wartet auf die große Rache. Zwei rätselhafte, alte Frauen lachen und lachen.

Ich verlasse mein Heim und werfe die Türe zu. Ich stehe im Treppenhaus. Das weinrote Holz des Bodens und des wie die Balustraden in Barockpalästen geschnitzten Treppengeländers. Das durch die Jahrhunderte schwarz gewordene Gemäuer der Palazzos. Nicht in das Schwarz des Wassers fallen! Der Tod wartet auf den Unaufmerksamen. Kalte, dunkle Fluten aus vergangenen Jahrhunderten. Das milde, frühherbstliche Sonnenlicht scheint auf das bröckelnde Weiß der Treppenhauswände. Kleine Löcher. Flecken im Verputz. Der Boden des Hinterhofes ist schon angefüllt mit gelbem Laub. Der verzweifelte Vater irrt durch das

Labyrinth verfaulender Kanäle und verlassener Paläste. Im Zentrum liegt die tödliche Falle.

Ich öffne den Briefkasten. Eine Telekomrechnung wartet auf mich.

An einem kühlen, sonnigen Oktobervormittag besichtigte ich das Haus, in das ich am 1. November 1984 eingezogen bin. Eine Katze mit leuchtenden Augen blickte mich an, öffnete das Maul – die scharfen Zähne und das Rot des Inneren wurden sichtbar. Dann verschwand sie lautlos. Eine Traumerscheinung. Die Wohnung, die ich 1984 bezog, lag im Tiefparterre. Sie war in die Erde eingelassen. Sie roch vermodert. Wenn ich nach Hause kam und meine Gruft betrat, fühlte ich mich wie ein Vampir.

Ich öffne die schwere Flügeltüre, die zur Straße hinausführt und stehe auf der verkehrsreichen Urbanstraße. Gegenüber meinem Haus auf der anderen Straßenseite steht ein Block mit Apartmenthäusern aus den Sechzigern, sonst sieht man hier nur Altbauten aus Kaisers Zeiten. Graue und dunkle Fassaden mit von Autoabgasen verdorrten Bäumchen davor. Ein Radfahrer

klingselt nervös und eilt weiter zur Blücherstraße. In meinem Haus ist zur Straße hin im Tiefparterre ein hinduistischer Tempel untergebracht. Ein zart gelber Elefantengott mit erregtem Rüssel. Ganesha – glaube ich, heißt der Gott. Eine Stupa mit im Winde flatternden Fahnen unter stahlblauem Himmel.

Ich lasse die Haustüre ins Schloss fallen und gehe Richtung Blücherstraße. Ein Torbogen von etwa 1880 führt zu einer freien Fläche der Wasserwerke. Auf einem Fahrrad mit gelben Satteltaschen kommt mir der Briefträger entgegen. Das Laub an den Bäumen ist bunt und dicht. Das Gelb und Blau des Edeka-Ladens. An der Bushaltestelle stehen zwei junge Frauen, weit voneinander stehend mit gewollt kalt blickenden Augen erlösungssüchtig in die Ferne zum in ihrem Blickfeld noch gar nicht erscheinenden Bus. Sie sehnen sich eine Idee zu sehen, die bald Gestalt gewinnt. Vielleicht stehen sie heute und jetzt immer noch da? Vielleicht stehen sie noch in vielen Jahren noch dort – alt, aber immer noch weit auseinander stehend und genauso erlösungssüchtig? Vor der ECKKneipe stehen in der warmen

Septembersonne Tische und Stühle. Zwei Männer in den späten Sechzigern, der eine mit einem grauen Pferdeschwanz und in Lederweste, der Andere mit grauem Haarkranz und in roter Windjacke unterhalten sich und trinken dabei ihr Bier in Kugelgläsern. Beide haben grobe, von Runzeln übersäte Visagen – ja, Visagen. Die Nase des Pferdeschwanzinhabers ist krebsrot und übersät mit kleinen Knoten. Hoch die Tassen! Der immer gleichmäßige Verkehr. Der Grünstreifen in der Mitte der Blücherstraße. Ich biege in eine Seitenstraße ein und in noch eine Seitenstraße. Keine Altbauten, sondern billige Apartmenthäuser aus den Sechzigern. Die Anlagen am Landwehrkanal. Bäume, Sträucher, ein Fußweg entlang des Abhanges, der zum Kanal herabführt. Herrchen mit Hunden und Fahrrädern. Auf einer Parkbank sieht mich neugierig und geringschätzig ein Rentner an. Bleiches Gesicht. Dünne, weiße Haare. Weiße Jacke und hellbeige Stoffhose. Diese bemühte Hellichkeit ist von einer quälenden Nüchternheit. Es ist die Nüchternheit entschlossener Geheimnislosigkeit. Die deutschen Rentner sollten sich lieber schwarz anziehen. Bei

dieser penetrant tageshellen Nüchternheit denke ich an fade Kaffeefahrten, Apothekerrundschau, Wim Tölke. Die vormittäglichen Flure von Krankenhäusern, Pflegeheimen, Arztpraxen sind weiß, vielleicht noch etwas beige und grau. Der Alltag ist eine klinisch saubere Verödung.

Ich überquere eine Straßenkreuzung und gehe zum Halleschen Tor. Ein Notarztwagen am U-Bahneingang mit flackerndem Blaulicht. Ein Kreislaufkollaps eines gestressten Verwaltungsangestellten, der noch schnell in der allzu knapp bemessenen Mittagspause zusammengebrochen ist? Er hatte heute noch einige, wichtige Termine. Sehr wichtige Verabredungen, wichtig für sein berufliches Vorankommen. Er hat noch einige bedeutende Termine in den nächsten Tagen. Sehr Wichtige! Er wird die nächsten Tage im Krankenhaus verbringen. Er wird zur Untätigkeit verurteilt sein. Vielleicht ist ein Betrunkener mit Alkoholvergiftung gefunden worden? Der Alltag ist grau und elend! Rot und tödlich!

Ich überquere die Straße und eile eifrig weiter zur AOK. Ich habe Kohldampf und eile zur AOK-Kantine. Ich könnte irgendeinen

vorbeilaufenden Passanten oder Köter anfallen und aus dessen Körper ganze Fleischstücke herausbeißen und verschlingen. Bei den Bauhütten am Parkplatz spricht ein drahtiger Arbeiter mit blauem Helm in der einen Hand in eine Hütte, deren Türe er die ganze Zeit mit der anderen Hand offen hält. Sein großer Adamsapfel unter dem sprechenden Mund sinkt und steigt die ganze Zeit rauf und runter. Ein klobiges Kinn und eine fleischige Nase. Der Mann grinst die ganze Zeit so zynisch. Kleine, fiese Augen blitzen von Häme. Ich laufe über den Parkplatz vor der AOK. Ich fühle mich leer. Meine Adern sind ausgetrocknet. Die Farbe der Leblosigkeit ist ein leicht stechendes Hellgrau. Der Benzinestank und das blinkende Metall der Autos.

Es öffnet sich die Glastüre zur AOK. Die beiden Flügel öffnen sich gehorsamst bei meinem Eintritt. Vor mir erstreckt sich eine geometrisch schmucklose Empfangshalle. Links das Empfangsbuffet mit jungen Empfangsdamen in Businesskostümen, die sitzend in irgendwelchen Papieren blättern.

Rechts kommt ein Fahrstuhl an, öffnet sich und drei Leute steigen aus und fünf andere Leute steigen ein. In einem im Fahrstuhl angebrachten Spiegel sehe ich eine unscheinbaren Kerl, schon in fortgeschrittenem, mittlerem Alter, den ich plötzlich als mich selbst erkenne. Ganz benommen gehe ich weiter und es öffnen sich vor mir die beiden Flügel einer anderen Glastüre. Ich gehe weiter, sehe durch eine offene Türe in einen sonnenüberfluteten, für den Publikumsverkehr gesperrten Gang, öffne mit eigener Kraft eine weitere Türe und befinde mich endlich in der Kantine der AOK. Ich nehme Tablett und Besteck in die Hand und stelle mich an der Theke an. Ich sehe eine gebratene Ente in brauner Sauce mit Knödeln für 5,50 Euro. Ist mir eigentlich zu teuer. Ich versuche von meiner Position als Letzter einer Schlange von fünf Leuten die anderen Gerichte zu erkennen. Ich sehe nur Teller mit Gelb-, Grün- und Brauntönen. Die Frau vor mir, Ende fünfzig, mit billigem, rosafarbenem Mäntelchen, macht sich – scheint mir – bereit, mich zu tadeln. Sie sieht nicht zu mir, sondern blickt fast zu angestrengt auf irgendetwas vor ihr. Mir

scheint, sie belauert mich aus den Augenwinkeln. Sie wartet geradezu darauf, dass ich mich vordränge. Sie hofft es geradezu. Sie hat immer wieder die Rücksichtslosigkeit der Mitmenschen erfahren. Sie ist immer zu kurz gekommen in ihrem Leben. Sie sieht niemandem frontal ins Gesicht – niemals. Man kann dabei die lieben Zeitgenossen bei ihren Lumpereien ertappen. Sie lässt sich nicht mehr in ihrem Leben beiseite stoßen – hat sie sich fest vorgenommen. Sie legt sich beim Belauern meines unbefugten Vordringens einen zuschlagenden, einen meine Würde zertrümmernden Satz zurecht, der ihr bei meinem unberechtigten Vordringen einfallen wird. Der Satz sollte verletzen, aber er sollte beim Feind keine Überreaktion herausfordern oder, was noch wichtiger ist, er sollte die Umstehenden nicht auf die Seite des Feindes treiben.

Ich erblicke Röhrei mit Rahmspinat für 3,80 Euro. Das ist mein Essen. Ich reihe mich wieder hinter ihr ein – leider. Entschuldigung! Ich glaube eine leichte Enttäuschung bei ihr zu spüren. Sie blickt jetzt frank und frei mit geradezu strahlend freundlichen Augen zu den beiden weibli-

chen Kantinenangestellten. Geradezu Liebe heischend. Ihre Backen strahlen. Sämtliche Backen an ihrem Körper strahlen jetzt – kann ich mir vorstellen. „Mahlzeit!“ -sagt die Angestellte. „Mahlzeit! Bitte! Ein Rührei mit Spinat!“ Die Frau vor mir, eingehüllt in ihr rosa Mäntelchen mit riesigen Perlmutterknöpfen – die Knöpfe sperren wie eine Schutzvorrichtung ihren Körper in den nie und nimmer zu öffnenden Mantel ein – lächelt das kalte, siegesgewisse Lächeln eines Menschen, der noch weiß, was sich gehört. Das angenehme Bewusstsein im Einklang mit – es mag jetzt altmodisch klingen – Sitte und Anstand zu leben. Sie bekommt ihr Essen gereicht. „Danke“ haucht sie und macht dabei unwillkürlich einen Knicks. Ein Lächeln, in dem ihr Gesicht kalt aufblitzt, huscht schnell über ihr Gesicht. Plötzlich gefriert ihr Lächeln und sie blickt wieder aus den Augenwinkeln in meine Richtung – scheint mir. „Jott, hab ick Kohldampf!“ – dröhnt es direkt hinter mir. Ein kräftiger Arm mit Tatoos – Weiber voll die Titten – knallt ein Tablett auf die Metallschiene entlang der Speiseausgabe. Ich beobachte aus den Augenwinkeln, wer sich hinter mich

gestellt hat. Nur nicht frontal ins Gesicht sehen! Hinter mir stehen Raubtiere – brutale Bestien, die es gewohnt sind mit den bloßen Armen ganze Stahlträger zu zertümmern. Ich wage es nicht Ungeheuer unnötig zu reizen. Zwei Arbeiter – wohl von der Baustelle am Parkplatz – stehen hinter mir. Ein Jüngerer direkt hinter mir – große, markante Nase, Kinn wie zum Betonpfeiler zermalmen, blaue, verträumte Kinderaugen und die Träume auf die Arme tätowiert. Der Andere – etwas älter – schütteres, dunkelblondes Haar, schon nicht mehr ganz schlank. „Mahlzeit!“ Ich bin aus meinen Gedanken gerissen. Die Angestellte sieht mich ungeduldig an. „Ich nehme Rührei!“ – sage ich und erhalte mein Essen. Ich bezahle und steuere dann einen Tisch nahe am Ausgang an. Ein kleiner Tisch nur für mich mit drei Stühlen. Ich interessiere mich nicht weiter für meine Umwelt und spachtle.

„Man möchte doch auch mal ins Musical oder gepflegt essen gehen“ – höre ich vom Nachbartisch. Ich schütte Pfeffer über die Rühreier. Das glitschige Gelb und Weiß wird mir gleich ganz weich – angenehm

weich – auf der Zunge liegen. Die Zähne werden sie klein beißen und keinen Widerstand spüren. Die Sanftheit der Eier wird sich der blanken Härte der Zähne hingeben. Das Dunkel des Schlundes wartet auf mein Mahl. „Abends kommt er von der Arbeit nach Hause – nach Schweiß stinkend und noch in verdreckter Arbeitskleidung, dass auch ja die ganze Wohnung voll Erde ist – der Herr hat es ja nicht nötig sich nach der Arbeit zu waschen und umzuziehen. Er rennt dann gleich, nach dem er eingetreten ist zum Eisschrank, holt sich ein Bier, pflanzt sich auf das Sofa, wechselt ohne mich zu fragen das Fernsehprogramm. Entweder Sport oder einen Krimi.“ „Naja, er arbeitet ja den ganzen Tag hart und braucht dann am Abend Erholung. Du darfst ihn nicht überfordern. Danach, nachdem ihr im Bett die Nachtschlampe gelöscht habt, habt ihr sicher euren Spaß.“ Das Ei ist würzig und liegt und schmiegt sich sanft gegen Gaumen und Zunge. Die beiden jungen Frauen sehen sich tief und bedeutungsvoll in die Augen und brechen plötzlich in schallendes Gelächter aus. Zwei Frauen biegen sich und können sich nicht

halten vor Lachen. Fließt aus Ei und Spinat in flammendem Rot das Blut? Ich führe Spinat in meinen Mund. Er ist schön cremig. Spinat -die reine Gesundheit. Viele Kinder hassen ihn und werden dazu verdonnert ihn sich einzuverleiben – die reine Kraft der Natur. „Man will ja beruflich und auch sonst reifemäßig – wenn du verstehst – weiterkommen im Leben und da zählen Niveau und Stil.“ Sie hält geziert wie eine Ballerina, deren eine Hand bei einer gar zu gespreizten Bewegung im Krampf erstarrt ist, ihre linke Hand in der Luft. Der Dessertlöffel hängt ihr etwas ratlos zwischen zwei Fingern und droht mit einem lauten Schepfern auf den Boden zu fallen. „Entschuldigung, darf ich helfen?“ Die schnelle Hand eines jungen Mannes Anfang Dreißig, den mageren Körper in einen eleganten, dunkelblauen Anzug gekleidet, nimmt der jungen Frau den Löffel aus der Hand, die sich gleich aus ihrer Erstarrung löst und den Weg heim zum Körper ihrer Herrin zurückfindet. „Darf ich mich setzen?“ – fragt höflich mit einem fröhlichen Zwinkern in seinen Augen der junge Mann – Nickelbrille und solider Fassonschnitt – stellt ohne eine

Antwort abzuwarten sein mit einem Teller beladenes Tablett auf den Tisch der beiden jungen Frauen. Sie nicken lächelnd. Es zählen Niveau und Stil. Ich bin mit Futtert fertig und stehe auf. Ich verlasse die Kantine.

Ich überquere die Stresemannstraße und gehe Richtung Möckernbrücke. Das Laub an den Bäumen ist noch grün, aber gelb, rot und braun erobern die Landschaft. Der Himmel leuchtet blau. Rot leuchtet die Kapuze des zornigen Zwerges, spitz in den Himmel weisend. Fängt der Film heute um 19h oder um 20h an? Ich habe ihn schon vor vielen Jahren schon gesehen und war begeistert. Ein Motorradfahrer mit wuchtigem, schwarzem Helm fährt auf einer schwarzen BMW-Maschine an mir vorbei. Das Visier ist herabgelassen. Der in eine schwere Motorradlederjacke wie in eine Rüstung gesperrte Körper ist straff nach vorne gebeugt. Der schwarze Ritter zieht in den Krieg. Der Kleine sticht zu und der Held lässt zum letzten Mal reißende Ströme fließen. Zwei undurchsichtige Greisinnen erklären dem Vater der Toten seine Fähigkeit zu Vorahnungen und seine Fähigkeit die Toten zu sehen. Vor dem Fenster einer

verwahrlosten Villa im Herbst schaukelt ein Kind auf einer Schaukel.

Auf der Stresemannstraße hantiert ein Jongleur vor den an der Ampel stehenden Autos mit Kegeln. Ich überquere die Straße. Das blicklose Gesicht einer alten Frau lächelt. Die Pupille zerläuft.

Ich betrete einen Bäckerladen. Mittags kommen immer die Angestellten aus den umliegenden Büros und man muss, um etwas einzukaufen, Schlange stehen. „Ich hätte gerne zwei Brezeln!“

„1,40 Euro, bitte!“ – sagt die Verkäuferin – eine junge Türkin. „Danke!“ Der Vater wird geschlachtet. Die Söhne sterben doch nicht vor den Vätern – denke ich befriedigt. In meinem Alter haben andere Männer schon längst Kinder. Ich nehme die Tüte mit den beiden Brezeln und verabschiede mich. „Einen schönen Tag!“ „Danke ihnen auch!“ Auf dem Weg zur Möckernbrücke fange ich an eine Brezel zu essen. Ich habe vor, mich vor der Postbank auf eine der sonnigen Bänke zu setzen und meinen Erwerb zu verzehren. Das Jugendmotel mit dem roten Trabbi im Rasen. Das Hau 2 mit der jetzt noch geschlossenen Gaststätte.

Zwei kleine, türkische Jungs kommen mir entgegen. Der Eine der Beiden macht vor mir, indem er herausfordernd zu mir hochblickt, die Geste eines Boxers, der seinem Gegner einen Kinnhaken verpasst. Ich zucke erschrocken zusammen. Der Boxhandschuh – die gepanzerte Faust des schwarzen Ritters, eingeschlossen in hartem Eisen – knallt mit der Wucht eines stürzenden Betonpfeilers in das Antlitz des Opfers. Die strahlend blauen Augen träumen. Weit draußen im Meer sammelt sich die blutrote Flut – weit drinnen im Herzen und den Gedärmen. Das Rot der Krebse und Krabben. Der kleine Junge amüsiert sich köstlich über mich. Ich hasse mich für meine Feigheit.

Ich überquere wieder eine Straße. Das Posthochhaus erhebt sich über bunten Laubbäumen. Ich setze mich auf eine Bank, öffne die Tüte vom Bäcker und nehme die Brezeln heraus und nehme ein kleines Taschenbuch aus der Jackentasche. Das Taschenbuch ist rot mit dickem, schwarzem Rand. Die meisten Bewohner einer alten Reedervilla in Altona wissen nichts von ihrem seit Jahren totgesagten Mitbewohner, der aber garnicht tot ist. Der tote Bruder ist

nicht, wie alle Welt glaubt, vor Jahren in Argentinien verstorben. Er lebt nicht, sondern spukt in seinem Wahn auf dem Dachboden der Villa. Die Menschheit, nicht er – er hielt im Kriege einem russischen Partisanen eine Mauser ins Maul – hat sich schuldig gemacht. Die entsetzensgeweiteten Augen erscheinen ihm nachts im Dunkel der Villa.

Die U-Bahn nähert sich ratternd der U-Bahnstation Möckernbrücke. Die Menschheit muss sich vor dem Gericht der Krabben verteidigen – nicht er. Ich stehe von der Bank auf und gehe weiter Richtung Möckernbrücke, gehe weiter in die Richtung zu den Grünanlagen quer gegenüber des Technikmuseums. Vor dem Familiengericht steht ein junger Mann und eine junge Frau so betont einander abgewandt nebeneinander – Trennungsstrich! Trennungsstrich! Dass es nur jeder sieht! Man könnte sie für Schauspieler halten, die als Sinnbild für Scheidung engagiert sind. Der Schlächter von Smolensk. Er brennt vor Liebe zu Deutschland. Deutschland ist abgebrannt. Es ist verelendet. Es wird von den Siegern in den Dreck gedrückt – mit der Schnauze

voll in den Dreck. Die Deutschen werden in wenigen Jahren ausgerottet sein wie Tasmanier oder Neandertaler. Er traut sich nicht aus seinem Versteck, weil er beim Anblick des Elends seines Vaterlandes – bettelnde, stinkende Straßenkinder mit blonden Haaren; verwilderte Greise, unterwürfig vor Hunger und Todesangst -des Landes, für das er gekämpft hat, zusammenbrechen würde. Das Gericht der Krabben. Die Scheren und Klauen der unruhigen Krabben. Für ihn zerbricht die Welt, als er vom Wirtschaftswunder erfährt. Ein roter Porsche mit aufgeklapptem Dach fährt an mir vorbei. Die Deutschen schlemmen. In Schaufenstern prangen mit Krabben und Hummern überhäufte Tablettts. Den Deutschen schmeckt es! Der fette Deutsche rülpst selbstzufrieden. Der Schlächter von Smolensk ist ein Mörder. Er gehört nicht zu Deutschland.

Ich überquere die Straße und laufe in den Anlagen den geteerten Fußweg zu den Sitzbänken. Das BVG-Gebäude – ein Kasten aus Glas und Beton – steht am anderen Ufer des Landwehrkanals. Sein Vater bewundert ihn. Der Bruder des Schlächters ist kein

Schlächter, sondern ein solider, grundanständiger Rechtsanwalt, der sich nie und es wird auch nie dazu kommen, etwas zu Schulden hat kommen lassen. Er schaut zu seinem Vater auf – hoch hinauf. Der Vater schaut zu ihm herab. Die Söhne sind das Produkt des Vaters. Die Brüder sehen sich gegeneinander ins Gesicht und sehen nur das Gesicht ihres Vaters. Der Schlächter von Smolensk hat aber seine Morde und Folterungen. Sie sind ganz sein Eigen. Er ist nicht mehr der Sohn seines Vaters, sondern der Sohn seines Mordes. Sein Mord hat ihn gezeugt. Der schwarze Ritter zieht in den Krieg.

Die blanke Klinge des Messers schnellt hasserfüllt durch die Halsschlagader des Vaters. Ein junger Motorradfahrer mit verschlossenem Integralhelm – statt Haut und Fleisch sieht man das Glänzen des Visiers – rast auf seiner schweren BMW-Maschine die Straße vorwärts. Die Söhne sterben mit den Vätern. In der Ethik könnte man den Gegensatz Gut – Böse durch den Gegensatz Selbstentfremdet – Eigentlich – oder besser gesagt zu sich selbst entschlossen – ersetzen, denke ich, könnte der Philosoph den-

ken, wenn ich nicht alles missverstanden habe. Die Blätter der Weide sind noch grün. Von irgendwoher schwebt langsam ein gelbes Blatt zu Boden. Es ist nicht mehr heiß wie im Sommer, aber noch sehr warm. Ich stecke das Buch in die Jackentasche. Der Sohn lernt seine Schuld verstehen – seine Verbrechen sind sein Eigenes. Sie zu leugnen, bedeutet sich selbst abzuleugnen. Der Vater, der an die Nazis Kriegsschiffe verkauft hat und ein Grundstück, auf dem die Nazis ein KZ gebaut haben, versteht seine Schuld. „Wir haben die Nazis gehasst. Wenn wir den Führer verehrt und geliebt hätten, was hätten wir ihm noch mehr geben können, als wir ihm schon gegeben haben. Ich habe für ihn getötet und gefoltert und du hast Schiffe geliefert. Hätten wir Hitler geliebt, was hätten wir ihm noch schenken können.“- sagt der Henker. Die Väter sterben mit ihren geliebten Söhnen. Vater und Sohn rasen gemeinsam mit einem Sportwagen in den Tod. Das immer gleichmäßige Rauschen des Straßenverkehrs. In den Anlagen riecht es feucht und vermodert. Der Herbst ist die Jahreszeit, in der überall etwas verfault und verwest.

Ohne, dass ich sie sehe, sind um mich Würmer, Larven, Schnecken. Glitschig. Schweiß und Nässe aussondernd. Das Wasser des Landwehrkanales ist schwarz und steht. Niemand kann sich in diesem Wasser erquicken. Das Meer mit seinen Brandungen ist weit weg. Eine Ratte huscht ängstlich über den Weg. In der Feuchtigkeit des Herbstes löst sich alles auf. Alles Leben kehrt zum Schlamm zurück. Es wird Abend. Ich möchte heute noch ins Kino und stehe von der Bank auf und laufe zum Mendelssohn-Bartholdy-Park auf.

Auf der Rasenfläche des Mendelssohn-Bartholdy-Parkes spielen zwei Jungs Fußball. Ein Hund rennt dem Ball hinterher – hin und her, her und hin – und versucht ihn vergeblich mit der Schnauze zu schnappen. Die Buben scheinen sich einen Spaß daraus zu machen, das arme Hündchen zu trutzen. Die kleine Zunge des Tieres leuchtet rot im offenen Maul. Der wolkenlose Himmel strahlt blau. In München wird das Oktoberfest gefeiert. Als Kind ging ich unter dem vor Bläue geradezu knisternden Himmel zum Oktoberfest. Ich fuhr mit einem holpernden Wagen rasend schnell durch eine

mit Grabkreuzen und Totenköpfen geschmacklos bemalte Flügeltüre in das Dunkel der Hölle. Undurchdringliche Finsternis. Ich fuhr weiter durch das Schwarz und ich begann mich zu langweilen. Plötzlich blitzte ein weißes Skelett mit Sense auf, die es in meine Richtung schwenkte. Der Wind der sich mir nähernden Sense streifte mich. Sofort wurde das Skelett vom Dunkel verschluckt. Ich fühlte mich wieder wie in einem Grab tief in einem zusammengestürzten Bergwerksstollen. Es wurde nicht hell. Der Wagen stand still und fuhr nicht weiter. Warum ging es nicht weiter? Ein Mädchen, das meine Schwester hätte sein können, drehte sich in schwindelerregender Geschwindigkeit. Gesicht und Körper waren reglos wie bei einer Puppe. Das Kind war erstarrt. Unter dem Kreuzgewölbe einer gotischen Kirche. Ein wuchtiger Schlag. Mit einem Krachen schlug der Wagen die Flügeltüre zur Außenwelt auf und der Schein der Septembersonne errettete mich. Das Fahrzeug hielt abrupt. Ich stieg aus und war der Held, der die Hölle durchquert hatte.

Ich überquere den Rasen, achte darauf, dass mir nicht der Fußball gegen den Schädel knallt. Der kleine Hund rennt neben mir und kläfft ganz empört zu mir hoch. Er denkt wohl, dass ich ebenfalls hinter dem Ball her bin. Aber Pustekuchen! Was interessiert mich der blöde Ball? Ich überlege noch, ob ich bei Plus noch eine Dose Erdnüsse und etwas Obst – Äpfel und Bananen – für die nächsten Tage einkaufen soll. Aber ich entscheide nichts zu kaufen. Es ist unangenehm und sieht albern aus im Kino mit einer vollen Plastiktüte dazusitzen.

Ich gehe die Straße rauf zum Potsdamer Platz. Berlin ist hier eine moderne, sehr moderne Stadt. Kleine, sehr junge Bäume säumen den breiten Mittelstreifen der Straße. Auf dessen mittleren Linie ist eine Art Damm aus Gras und Erde aufgehäuft. Auch hier spielt eine Gruppe junger Ausländer Fußball. Ich laufe auf dem Kies des Fußweges. Die Gebäude an der Straße und an den Nachbarstraßen sind nach der Jahrtausendwende erbaut worden. Große Reisebusse stehen vor einem geräumigen, weißen Kasten, der ein Hotel darstellt. Gegenüber erhebt sich ein Hochhaus, dessen Fas-

sade mit weinroten Steinplatten bedeckt ist. Krabben. Das Fleisch dieser Tiere ist rosa bis hellrot. Krebsrot. Krebsrote Scheren. Als Kind aß ich an den Weihnachtsfeiertagen zart rosa Krabben aus Grönland. Das angenehm weiche Fleisch umschmeichelt die zubeißenden Zähne. Der faulige Fischgeschmack in der Mundhöhle. Glitschige Fische im dunklen, kalten Wasser zwischen weißen, scharf schneidenden Eisflächen. Mein Maul ist keine tiefgefrorene Eishöhle. Mein Futter, das mein Innerstes nährt, kommt aus der lebensfeindlichsten Fremde. Krabben kommen aus den Eiswüsten und sind teuer. Kaviar kommt aus den Tiefen des Kaspischen Meeres und ist nicht zu bezahlen. Klitzekleine, schwarze und rote Kügelchen. Ich denke an Sperma. Die modrige Feuchtigkeit eines Samenergusses. Einzelne, gelbe Blätter fallen von den Bäumen. Sie sind schmutzig. Die Kügelchen. Die Existenz offenbart sich im Ekel. Der Kies knirscht unter meinen Schuhen. Der Ekel vor dem Fischigen erweckt in mir den Appetit. Die ausdruckslosen und gefühllosen Gesichter an Fischköpfen beunruhigen.

Ich blicke auf das Display meines Handys. Der Film fängt gleich an. Ich sollte etwas zügiger voranschreiten. Die Wolkenkratzer des Potsdamer Platzes. Ziegelfarbige Hochhäuser. Ein anderes Gebäude ist bronzefarben. Glas und Beton. Die Straßen sind belebt, aber es ist gewissermaßen eine künstliche Belebtheit. Ein Freilichtmuseum für bummelnde Touristen. Landessprachen sind hier Englisch und Schwäbisch. Die Kellner und selbst die Straßenkehrer wirken wie verkleidete Angestellte vom Fremdenverkehrsbüro um normalen Großstadtalltag nachzuäffen. Unter uns gesagt, die Kellner und Straßenkehrer sind verkleidete Statisten. Das ist hier nicht einmal ein falsches oder gekünsteltes Berlin, sondern es sind die Kulissen für das Stereotyp der modernen Weltstadt an sich. Berlin will New York, London oder Tokio sein. Internationalität, Weltläufigkeit. Glas und Stahl. Du streichst mit dem Finger über die Fassaden und alles ist so schön glatt.

Ich stehe vor der Glaswand und ich durchquere sie. Lautlos heben und senken sich die Aufzüge aus Glas. Schneewittchen ruht in einem Glassarg. Ein Glasfahrstuhl

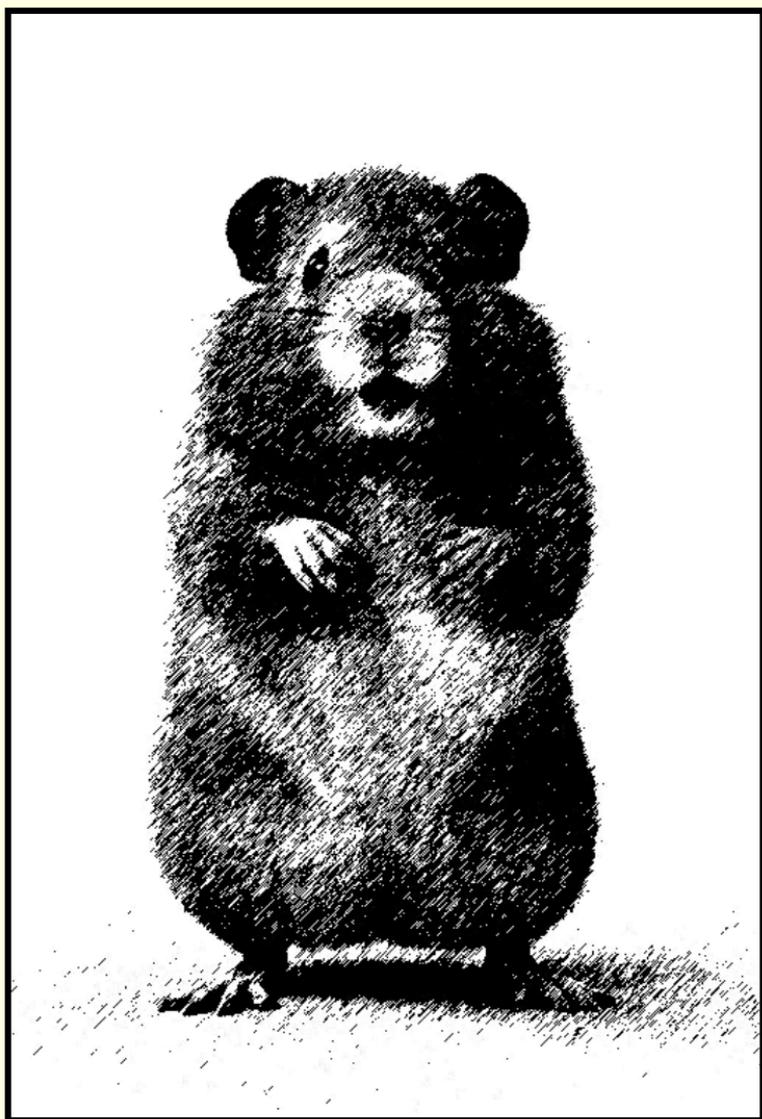
taucht von unten herauf, öffnet lautlos die Türe, damit ich einsteigen kann. Der Lift meint mich – wirklich mich – und steht mir zu Diensten. Der Deckel des Glassarges schließt sich über Schneewittchen. Ich sinke lautlos in die Tiefe – ganz tief hinab – in mein Grab weit unter dem Erdmantel. Stumm schleicht eine Katze aus einem Traum. Das geöffnete Maul leuchtet signalrot. Die Lifttüre öffnet sich wieder dienstfertig. Ich gehe zur Kasse und kaufe die Eintrittskarte. Filmplakate für Eisensteinfilme. Zar Iwan der Schreckliche im Profil. Ein Muschik kniet im Schnee, die Blicke aufgerichtet zum Allmächtigen und schlägt ein Kreuz in die Luft. Ich betrete den Kinosaal und pflanze mich in den purpurnen Plüsch eines Kinossessels. Im Saal wird es dunkel. Schwarz wie die Nacht, die die Traumbilder zeugt.

Ein Junge und ein Mädchen spielen in düsterer Herbstlandschaft. Grauer Himmel und Nieselregen. Das süß-kalte Frätzchen einer leblosen Puppe – Papis Liebling – versinkt im Wasser. Vom Vater zu Tode geliebt. Blut strömt und strömt. Die alte Kirche in Venedig versinkt in den Fluten des

Blutes. Der Vater kann für sein Kind nichts tun. Zerrissen vor Schmerz hält er den kleinen Leichnam in den Armen. Die Krabben halten Gericht über die Menschen. Die Kamera verfolgt jede Bewegung meines den Blicken gnadenlos ausgelieferten Körpers. Sie halten Gericht über die Menschen. Eine alte Villa. In einem verkommenen Park schaukelt ein nie gelebt habendes, unsichtbares Geisterkind. Es ist nur für Begnadete sichtbar. Das Gesicht einer Greisin mit erstarrtem Lächeln. Die leuchtend blauen Pupillen zerlaufen. Der Vater verfolgt seine tote Tochter durch die menschenleeren Gassen. Sie dreht sich um. Der zu frühe Tod lässt sie nicht erwachsen werden und lässt sie sich in eine uralte Zwergin verwandeln. Die Rachsucht lässt sie nicht sterben. Kalter Stahl durchschlägt meine Halsschlagader. Das Gericht der Krabben hat sein Urteil über den Vater gesprochen. Weit draußen im Meer sammelt sich die todesrote Flut. Tief in den Innereien meines Leibes. An Land geht ahnungslos der Alltag weiter. In den Schulen lernen die Schüler. Hausfrauen kaufen für nie stattfindende Mittagessen ein. Auf den Baustellen werden nie fertig

werdende Häuser gebaut. Gefrierende Härte durchschlägt die Halsschlagader des Vaters.

Der Film endet und ich kehre heim in die Nacht.



DER HAMSTER

Erzählung

Cornelia Schneider

Er regte sich nicht. Saß einfach nur so da auf seinen Hinterbeinen und starrte mich aus schwarzen Knopfüglein durch die Gitterstäbe seines Käfigs an. Da hielt auch ich inne in meinem ruhelosen Hin- und Hergewandere und betrachtete ihn nachdenklich. Jetzt fiel mir auch auf, dass ich das andauernde, gleichmäßig schleifende Geräusch des Hamsterrades schon eine ganze Weile nicht mehr gehört hatte. Wahrscheinlich hatte der kleine Kerl bereits am Tag zuvor aufgehört, mit dieser ihm eigenen wahnwitzigen Geschwindigkeit auf der Stelle zu

rennen, Stunde um Stunde mit seinen winzigen rosa Pfötchen in die Speichen greifend, in einer Art wilder Entschlossenheit, vielleicht aus irrer Verzweiflung über sein lebenslanges Eingesperrtsein, vielleicht aber auch aus panischer Angst, dass seine armselige kleine Welt zusammenstürzen könnte, wenn er nur ein Mal danebengreifen, auch nur den Anschein einer Ermüdung aufkommen lassen würde.

Und jetzt hockte er einfach nur so da und starrte mich aus seinen schwarzen Knopfäuglein durch die Gitterstäbe seines Käfigs an.

Was nahm sich dieser Kerl überhaupt heraus, mich mit seiner schieren Reglosigkeit derart zu provozieren? Nichts weiter als eine nichtsnutzige Kreatur, einzig und allein dazu geboren, sein Dasein in einem Käfig zu fristen und in einem endlos sich drehenden Rad um sein Leben zu rennen ohne von der Stelle zu kommen. Und jetzt das!

Trotzig nahm ich meine Wanderung wieder auf. Merkwürdige Gedanken im Kopf mit einem Mal, Gedanken, die mir niemals zuvor in den Sinn gekommen wa-

ren. Über einen Hamster. Über das Woher und Wohin und Wozu. Über das Dasein an sich. Es ging sogar so weit, dass ich anfing mich zu fragen, wer dieser Mensch überhaupt war, der in meinem Wohnzimmer auf und ab ging und sich unsinnige Gedanken machte. Ich hatte ihn doch gut zu kennen geglaubt, und nun schien er sich Schritt für Schritt weiter von mir zu entfernen, mir von Minute zu Minute fremder zu werden.

Das Merkwürdigste aber war: Obwohl sich der Hamster keinen Millimeter von der Stelle rührte, verfolgte mich sein starrer Blick bis in jeden Winkel des Zimmers, ja sogar als ich einmal zur Tür hinausging und am Ende des Flurs die Toilette aufsuchte, spürte ich seine schwarzen Knopfüglein in meinem Rücken.

So ging ich also immer weiter hin und her und her und hin. Weil ich aber nicht immerfort den Hamster beobachten wollte, an dem es gar nichts zu beobachten gab, so unbeweglich wie er da auf seinen Hinterbeinen hockte, und weil mich dieser Ansturm an Gedanken, die sich immer schneller in meinem Kopf drehten, sich über-

schlugen und weder Anfang noch Ende erkennen ließen, ganz verrückt machte, begann ich, mich auf den Aschenbecher zu konzentrieren. Ein schweres, grob aus dem Stein gehauenes Stück weißen Marmors, in der Mitte eine glatt geschliffene runde Mulde für die Aufnahme der Asche, zur Ablage brennender Zigaretten drei flache Vertiefungen am Rand, das Ganze mit häßlichen gelben Flecken übersät und viel zu klobig für den zierlichen Couchtisch mit der ovalen Glasplatte. Schon immer hatte mich die Disharmonie dieses Arrangements gestört, ohne dass ich mir dessen so recht bewusst gewesen wäre, und jetzt machte sie mich geradezu wütend. Doch war dies keine zornige Wut, eher eine Art dumpfer Auflehnung, die sich schwer auf meine Brust legte, ja mich geradezu lähmte.

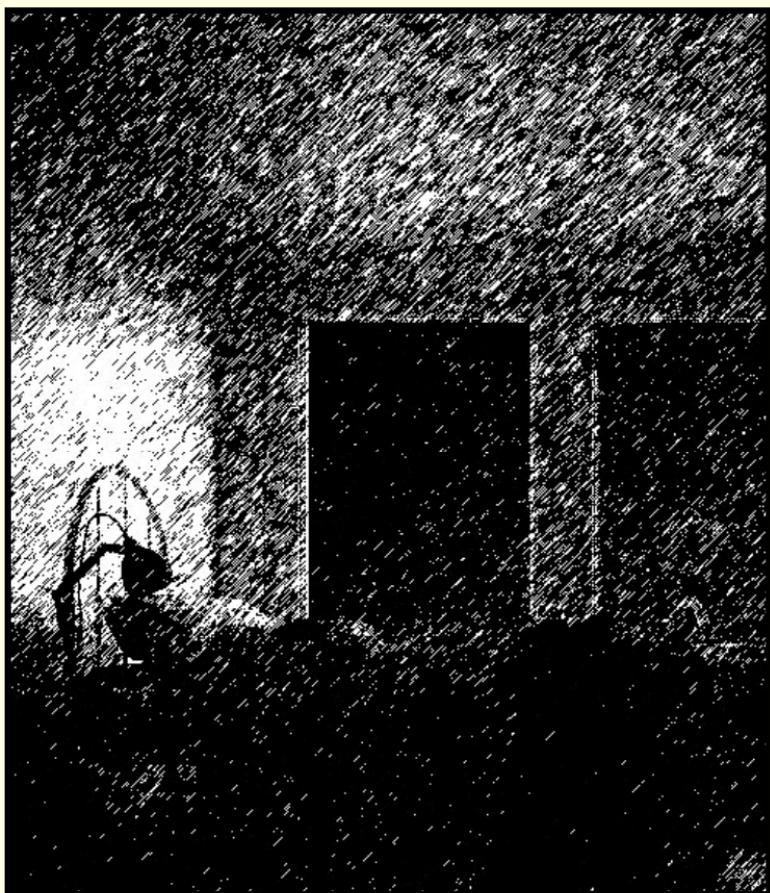
Da stand ich nun in meinem Zimmer, in meinem Kopf ein rotierendes Gedankenrad, auf meiner Brust ein steinerner Klumpen Verdross.

Da kam mir die rettende Idee.

Ich griff in den Käfig, packte den renitenten Hamster am Kragen, setzte ihn auf die Glasplatte, hob den Aschenbecher über

meinen Kopf, vernahm ein ohrenbetäubendes Splittern und Krachen, und schwebte,

schwebe weiter, immer weiter, in den leeren, stillen Raum.



SARA UND DIE ANGST

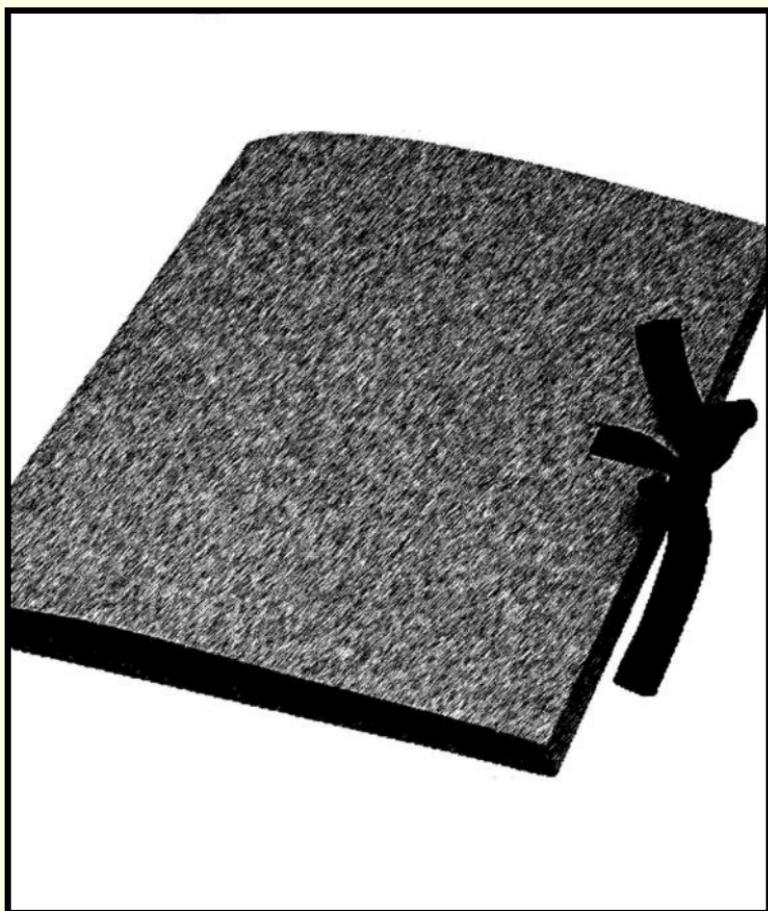
Erzählung

Adrian Brauneis

Sara hatte Angst. Und wenn wir sagen, dass das Kind Angst hatte, so meinen wir, dass Sara wirklich vor allem Angst hatte. Ganz gleich wie harmlos, alles, alles vermochte die Angst in Sara zu befeuern. Das konnte unmöglich so weitergehen! Man musste der kleinen Sara ein wenig Vernunft einreden. Und so belehrten denn die aufgeklärten Eltern ihr Kind: Man wolle ihr nichts vormachen. Die Welt sei leider kein friedliebender Ort. Tatsächlich stecke sie, je früher man dies begreife, desto besser, voller Unheil. Sara schluckte schwer und erbleichte. Das

ließe sich nicht ändern. Allein, deshalb müsse man sich die Angst, und jetzt gut aufgepasst, mein Kind, zum Verbündeten machen. Sara horchte auf. Sich die Angst zum Verbündeten machen? Gewiss! Denn nichts anderes wünsche sie sich doch. Sie lasse uns wissen, wann wir auf der Hut sein müssten, warne uns vor Gefahren, rate uns zur Vorsicht. Kurz, die Angst sei der beste Freund, den man in einer uns von allen Seiten bedrohenden Welt nur haben könnte. Wem hätte das nicht einleuchten sollen? Das Kind nickte bedächtig. Und die Eltern waren erfreut. Ob sie glaube, dass ihr die Angst nun noch zu schaffen machen werde? Sara verneinte. Freundschaft wolle sie mit der Angst schließen, ganz, wie die Eltern es ihr geraten hätten. Damit verschwand sie in ihrem Zimmerchen. Aus dem aber ertönte bald darauf das Gekicher zweier Kinder. Hämisches klang es, ganz so, als erfreue man sich an einem gemeinsamen Streich. Da ward es den Erwachsenen unbehaglich zumute. Also wollte man doch lieber einmal nach dem Rechten sehen. Kaum war die Tür des Kinderzimmers jedoch geöffnet worden, verschlug es den El-

tern die Sprache. Über dem Anblick nämlich, der sich ihnen da geboten hatte, waren sie sogleich zur Salzsäule erstarrt.



GON

Erzählung

Christian Knieps

Allister McAllister bekam an einem sonnigen Mainachmittag ein Päckchen zugestellt, in dem er ein schmales Heftchen fand – wenn man es denn so nennen möchte, da es kaum mehr als eine lose Blattsammlung zwischen zwei alternden Klappdeckeln war –, und kaum, dass er die oberste Seite des Textes auch nur zu lesen begonnen hatte, war er in einer Welt gefangen, die ihn Zeit seines Lebens nicht mehr loslassen sollte: Gon.

Noch nie zuvor in seinem Leben hatte Allister McAllister von diesem Wort gehört,

nicht mal in seiner Arbeit als Historiker war ihm dieses Wort untergekommen. Doch nun lag es vor ihm, und mit jeder Seite, die er verschlag, drang er tiefer und tiefer in die Welt des Gon ein, bahnte sich einen Weg durch das tiefe Wesen dieses einen Wortes und gelangte auf die andere Seite, weit entfernt von der hiesigen Welt der Gelehrsamkeit, weit entfernt von der heutigen Welt der Allwissenheit durch das Internet.

Er befand sich auf der anderen Seite der Welt, ganz gleich, von wo er aus seinen Ursprungspunkt festlegte. Dort, auf einer scheinbaren Insel, landete Allister McAllister am Strand, an dem das sanfte Meer anbrandete, und mit jedem Schritt wurde der Sand fester und fester, und als er den ersten leichten Hügel erklommen hatte, sah er in eine vor ihm liegende, geschützte Ebene voller Fruchtbarkeit hinein, durch die trotz des dichten Urwalds eine kleine Straße wand, die nur von Menschenhand angelegt worden sein konnte. Das Urvertrauen in seinem Körper spürend, ging er einige Schritte voran, den leichten Hügel hinab und erreichte die Straße. Sich nach allen Seiten umblickend, wunderte er sich, dass

er hinter sich das Meer nicht mehr hörte, sondern nichts; es herrschte vollkommene Stille. Er war jetzt ein Wa, ein Lehrling des Gon, die Stufe, in der die Menschen beginnen, sich über die Welt im Allgemeinen und ihre Umwelt im Speziellen zu wundern. Die kleinen Dinge beginnen aufzufallen, nicht die großen, weltbewegenden, sondern die Nuancen, die Schattierungen, und nicht selten fällt es dem einzelnen schwer, sich gerade auf diese Details zu konzentrieren, insbesondere, wenn er aus einer Welt kam, in der das große Ganze das Allheilmittel jeden Zusammenhangs zu sein erscheint.

Plötzlich spürte er auch, trotz seines festen Schuhwerks, den sandigen Boden unter seinen Füßen, vernahm Unebenheiten und kleine Einsenkungen, begann, einzelne Sandkörner zu spüren, und hätte sich vielleicht sogar in diesem Spüren verloren, wenn er nicht aufgemerkt hätte. Er sah auf und vor sich jene Straße, die nun nicht mehr unendlich tief in den weiten Urwald führte, sondern einer Linienstruktur folgte, die zwar nicht symmetrisch, aber auf ihre Weise rhythmisch war. Allister McAllister blieb stehen, um die neue Entwicklung zu

verstehen, denn es lag in seinem Wesen, die Dinge in seiner Umgebung nachzuvollziehen und zur Gänze verstehen zu wollen. Daher war er an die Universität gegangen und dort geblieben, hatte sich stets dafür interessiert, was hinter der nächsten Frage steckt, die man stellen kann, solange zu einem bestimmten Thema, bis alle Fragen geklärt sind – auch wenn er selbst wusste, dass dieser Zustand niemals erreicht würde – aber was macht das schon, solange man sich versucht, auf dieses Ziel hinzuzubewegen? Doch hier, auf dieser Insel, hinter sich die Brandung, unter sich die einzelnen Sandkörner, vor sich die unrhythmisch rhythmische Straße durch den Urwald, der dann doch kein Urwald war, schien es keine Fragen mehr zu geben; es war ganz, als ob die Fragen hier, an diesem einsamen Ort auf der Welt – war er noch auf dieser Welt? – ein Ende finden.

Hier finden alle Fragen ein Ende! Das dachte Allister McAllister und ging mit einem weiten Schritt in Richtung des Herzens der Insel, sah mit jedem weiteren Schritt, wie die sich unrhythmisch rhythmisch schlingende Straße sich geradezog, wenn

er dorthin kam, und er ging und ging weiter fort, tief hinein in den Urwald, der zu einem lichten Wald wurde, dann zu einer Allee, und schließlich, als nur noch eine gerade Linie von Bäumen eine unendlich scheinende, gerade Straße säumte, da vernahm er mit einem Mal eine Melodie in seinem Ohr. Diese Melodie war ihm völlig unbekannt, so etwas hatte er noch nie gehört, und just in dem Moment, in dem er verstand, dass es die Musik der Natur war, die einzigartige Musik der allumfassenden Natur, da wurde er zum Ra und gelangte damit auf die dritte Stufe des Gon. Nun war er ein Gon-Wa-Ra und ging als Wissender Meister die gerade Allee mit der geraden Baumreihe entlang, die so gar nichts mehr mit dem Urwald und der Sanddüne und dem anbrandenden Rauschen des Meeres gemein hatte, das er zuvor erlebt hatte. Urplötzlich, als käme es aus dem Nichts und auch für Allister McAllister völlig unerwartet, endete die Baumallee und es blieb nur die Straße. Doch auch die endete bald schon und es blieb nur die Umgebung, die mit jedem weiteren Schritt eintöniger und eintöniger wurde, bis sie in einem einzigen

Farbton war – einem melangierten Braun, in das alle Farben zusammenlaufen.

Alsdann verschwammen auch noch die Konturen und nach den Konturen verblasste das melangierte Braun, wurde heller und heller, und nach einer Weile des Vorangehens – auf welchem Grund? – gelangte der Gehende an den Punkt, dass er im konturlosen Weiß stehen blieb. Er stellte sich nicht die Frage, auf was er stand, ob er Luft atmete oder nicht, ob das seine Gedanken waren oder nicht – denn es hatte keinen sonderlichen Wert, diese Gedanken zu haben. Es hatte gar keinen Sinn, auch nur irgendeinen Sinn zu suchen in dieser Welt, in dieser Nichtwelt, in die Allister McAllister kam, um zu etwas zu werden, was sich Gon-Wa-Ra-Ta nennt und ein Gona in der Welt des Gon ist, die letzte Stufe der Erkenntnis. Somit blieb er stehen und begriff, unabhängig von seinen Nichtgedanken, dass er am Ende seiner Reise angelangt war, die von der losen Blattheftsammlung ausging und an diesem Ort hier endete. Genau in diesem Augenblick des Erkennens beendete er seine Reise, gelangte zurück in die Welt, aus der er verschwunden war, sah

sich an dem Ort um, an dem er sich befand, bemerkte die Vielzahl an Farben, Konturen, Geräuschen und Gerüchen – und alles war ihm irgendwie übertrieben und unwichtig.

Allister McAllister war als Gona in eine Welt zurückgekehrt, die er nicht mehr verstehen konnte, aber die er vor allem nicht mehr verstehen wollte. Und so beendete er diese Reise mit dem Wissen, dass vieles verborgen liegt und dass nur sehr wenig davon von den Menschen entdeckt wird. Was für eine Verschwendung der menschlichen Talente! Diesen Satz sagte er immer und immer wieder zu sich selbst, erkannte in der Welt ein Übermaß an Verschwendung und wurde zu so etwas wie ein Eigenbrötler, der sich immer mehr in die Welt des Gon zurückwünschte, auch wenn er ahnte, dass er nach seiner Erleuchtung niemals wieder zurückkehren würde.



Dante Alighieri (1265–1321)

**SCHWERKRAFT IST
NATÜRLICH
(DANTE)
Einstein 123
Artikel**

Gerd Maximovič

Verwendete Literatur:

– Dante Alighieri: Abhandlungen über das Wasser und die Erde. Meiner Verlag, Hamburg 1994.

– Duhem, Pierre: Ziel und Struktur der physikalischen Theorien. Felix Meiner Verlag, Hamburg 1998.

Dante (1265 – 1321), der bedeutende italienische Dichter, erwägt, die Erde ist schwer und fällt deshalb angeblich schneller:

„Die Erde ist der schwerste Körper. Also strebt sie ... am stärksten zum Mittelpunkt. ... Da also die größere Quantität Erde ein größeres Gewicht hat...“ (Dante, S. 19)

Das ist zumindest halb falsch. Denn aus dieser, doch eigentlich naheliegenden, sich aufdrängenden Aussage müßte man fälschlicherweise folgern, daß eine schwere Masse wie die Erde (oder irgend eine andere beliebige schwere Masse) schneller als eine leichtere Masse fällt.

„Die mächtigste Kraft erreicht am stärksten das Ziel, denn sie ist dadurch die mächtigste, daß sie am schnellsten und am leichtesten das Ziel erreichen kann. Die mächtigste Schwerkraft ist in jenem Körper, der den Mittelpunkt am stärksten anstrebt, und das ist die Erde. Also erreicht sie am stärksten das Ziel

der Schwerkraft, das der Mittelpunkt der Erde ist.“ (Dante, S. 21)

Richtig ist, daß die schwere Masse mehr als eine leichte zum Erdmittelpunkt drängt. Richtig ist aber auch, daß es im gleichen Maße schwieriger ist, die schwere Masse in Bewegung zu setzen. Hingegen die leichtere Masse läßt sich leichter in Bewegung setzen. Mit der Folge, daß beide Massen – leichte und schwere – gleich schnell in Richtung Erdmittelpunkt fallen.

Womit die Frage der Schwerkraft aber nicht gelöst ist. Sie wird aber durch Dante berechtigterweise aufgeworfen. Der große italienische Dichter schreibt nämlich:

„Da die Schwerkraft auf natürliche Weise der Erde innewohnt...“ (Dante, S. 23)

Nicht wahr, wir stutzen an dieser Stelle. Denn Einstein und seine Anhänger behaupten, daß die Schwerkraft eine Eigenschaft des gekrümmten Raumes (der gekrümmten Raum-Zeit) wäre. Dante hingegen vertritt, wie soeben zitiert, die Meinung, daß die Schwerkraft eine den Körpern innewoh-

nende Eigenschaft ist. Wer aber hat nun Recht? Einstein oder Dante?

Ich erlaube mir, hier nochmals auf ein ganz einfaches, naheliegendes Beispiel hinzuweisen. Man sitzt am Schreibtisch, einen Bleistift in Händen. Man läßt den Bleistift los, läßt ihn fallen. Er stürzt hinunter zur Schreibtischplatte, letztlich also zum Erdmittelpunkt. Wir entnehmen, zwei Körper ziehen einander an („erkennen“ einander auf irgend eine Weise), wobei der größere den kleineren stärker beeinflußt; doch auch der Bleistift zieht die Erde an, wenngleich in vernachlässigbarer Weise.

Sollte das mit der Krümmung des Universums hinsichtlich der Schwerkraft richtig sein (wie Einstein behauptet), so stürzt der Bleistift auf die Tischplatte und letztlich auf die Erde hinunter bloß auf Grund einer Krümmung des kosmischen Gefüges. Zunächst die einfache, naiv erscheinende Frage: hat eine der Leserinnen oder Leser dieser Zeilen schon einmal eine solche Krümmung alleine im eigenen Arbeitszimmer gesehen oder auch nur in irgend einer Weise wahrgenommen? Ich denke nicht. Alleine der Augenschein schon verbietet die

Vorstellung, daß die Schwerkraft ausschließlich auf der Raumkrümmung beruhe.

Hinzu kommt aber ein gewichtiges, von Einstein selbst vorgebrachtes Argument. Denn die Krümmung des Kosmos (die es wirklich gibt und geben muß) wurde in der Nähe der Sonne nachgewiesen. Dort werden Lichtstrahlen von hinter der Sonne stehenden Sternen bei einer Sonnenfinsternis um das Doppelte abgelenkt, als es infolge der substantiellen Eigenschaft des Lichtes alleine vertretbar wäre. Denn das Licht ist nicht nur Welle, sondern auch Partikel, und Teilchen werden bekanntlich angezogen. Besagte Lichtablenkung (der hinter der Sonne stehenden Sterne) beträgt aber das Doppelte dessen, was sich alleine mit der Partikel- oder Schwere-Eigenschaft des Lichtes begründen ließe.

Man beachte an dieser Stelle unbedingt, die durch die gewaltige Sonnenmasse verursachte Raumkrümmung ist so gering, daß sie selbst dort draußen in der Nähe der Sonne kaum gemessen werden kann. Und wenn, dann nur unter günstigsten Umständen (wie einer Sonnenfinsternis und

am Licht der hinter der Sonne sich befindenden Sterne).

Die sich daraus unmittelbar ergebende Frage oder Überlegung ist demnach: wenn die Raumkrümmung also (sogar schon in Sonnennähe) so gering, so unscheinbar ist, wie sollte sie sich da in einem winzigen Bereich wie Schreibtisch und Fußboden je bemerkbar machen?

Woraus folgt, um auch mit Dante zu sprechen, die Schwerkraft ist insbesondere und weit überwiegend auf eine Eigenschaft der Körper zurückzuführen. Wonach jeder Körper jeden anderen Körper in irgend einer Weise „erkennt“, mithin anzieht. Dies ist aber eine der großen, derzeit (im Jahre 2020) noch vollständig ungelösten Fragen. Sobald diese Frage nach der Natur der Schwerkraft gelöst ist, wird sich beispielsweise unser Verkehrswesen völlig verändern. Straßen werden dann überflüssig. Die Vehikel schweben anschließend beliebig durch die Luft. Daß dies jetzt noch nicht der Fall ist, zeigt, daß die Frage der Schwerkraft bislang noch nicht einmal ansatzweise korrekt aufgegriffen wurde.

Also, mit Verlaub, gehen wir denn doch bezüglich der Erklärung der Schwerkraft andere Wege. Pierre Duhem (1861 – 1916) war französischer Physiker, Philosoph und Wissenschaftshistoriker. Er fragt: Ist Gravitation eine Wirkung der Seele? Dabei stellen wir auch fest, berühmte Leute wenden sich gegen Newtons Schwerkrafterklärung (wonach die Anziehung von Masse und Entfernung der Körper anhängt). Weil dann ja auch eine stete – unsichtbare – Beziehung zwischen allen Körpern herrschen müsse (auch wenn dieselbe mit dem Quadrat der Entfernung abnimmt):

„Die in der Entfernung bewirkten Anziehungen und Abstoßungen, die die Anhänger Newtons den materiellen Elementen zuschreiben, halten die Atomisten und Cartesianer für eine jener bloßen Worterklärungen, wie sie in der alten Scholastik üblich waren. Die ‘Prinzipien’ Newtons hatten noch kaum das Tageslicht erblickt, als sie bereits die Spöttereien des atomistischen Clans, der sich um Huygens scharte, erregten: ‘Was die Ursache von Ebbe und Flut be-

trifft, die Herr Newton angibt', schrieb Huygens an Leibniz [1690], 'so gebe ich mich damit absolut nicht zufrieden, ebensowenig wie mit seinen andern Theorien, die er auf sein Anziehungsprinzip, das mir absurd erscheint, stützt.'

Wenn Descartes in jener Epoche gelebt hätte, würde er in analoger Weise gesprochen haben, wie Huygens. In der Tat hat Pater Mersenne ihm ein Werk von Roberval [von 1643] vorgelegt, in dem dieser Autor lange vor Newton eine allgemeine Gravitation annahm. Am 20. April 1646 drückte Descartes seine Meinung darüber folgendermaßen aus:

'Nichts ist absurder als die dem vorangehenden hinzugefügte Annahme: der Autor nimmt an, daß eine gewisse Eigenschaft jedem einzelnen Teil der Materie der Welt zukommt, und daß kraft dieser Eigenschaft der eine zum andern gebracht wird und sie sich gegenseitig anziehen; er nimmt auch an, daß eine gleiche Eigenschaft jedem Teil der Erde in Beziehung zu den andern Teilen der Erde zukommt, und daß die-

se Eigenschaft keineswegs die vorherige stört. Um das zu begreifen, muß man nicht nur annehmen, daß jedes der materiellen Teilchen belebt ist und sogar von einer großen Zahl von verschiedenen Seelen, die einander nicht stören, belebt ist, sondern auch, daß diese Seelen der materiellen Partikeln mit Bewußtsein begabt sind, daß sie wahrhaftig göttlich sind, damit sie ohne ein Zwischenmedium erkennen können, was an sehr entfernten Orten geschieht und so dort ihre Wirkungen ausüben können.’, (Duhem, S. 14 f)

Wenn zwei beliebige Körper sich gegenseitig anziehen, dann ist das nur möglich, wenn sie sich vorher wechselseitig (in ihrer Anwesenheit) „erkennen“. Ob man dieses Erkenntnisvermögen einer rudimentären [nicht ausgebildeten, verkümmerten] Seele (welche also jeder Körper besitzt) zuschreiben will, sei dahingestellt. Es ist aber zu bemerken, daß die universale Welt Gottes Werk ist, oder von ihm zu verantworten, oder von ihm zusammengehalten, so daß alles sich auf Gott bezieht und „er“ sich in

allem wiederfindet, und warum sollte dann nicht allem auch eine rudimentäre Seele innewohnen?

Technokratisch (physikalisch) gesprochen, sei vermerkt, daß nach heutiger zweifellos richtiger Auffassung (welche mit uralter religiöser Erkenntnis etwa aus Asien übereinstimmt) im Innersten alles Welle oder Strahlung ist, was uns als festes Partikel (Gegenstand) erscheinen will. Blickt man also ins Innere von jeglichem fest erscheinenden Gegenstand, so offenbart sich letztlich alles als Welle oder Strahlung.

Nun sind wir hier aber per allumfassender Anziehung und Schwerkraft bei der Frage nach der „Seele“ angelangt, und zwar der Seele von allem und von jedem (denn alles und jedes zieht im Normalfall alles und jedes an). Hat die auch plump erscheinende Materie demnach eine „Seele“? Legt man die Seele als Funktionsweise von Welle und Strahlung aus, so lautet die Antwort darauf: „Ja“! Alles ist Welle und Strahlung, und verfügt mithin über eine in diesem Sinne gedeutete Seele, sofern man die Seele vordergründig physikalisch so definieren möchte.

Nach Pierre Duhem ist die Frage nach Schwerkraft und Anziehung trotz aller Bemühungen Newtons ungelöst. Isaac Newton ermittelte wohl die Wirkung der Anziehung nach Masse und Entfernung. Damit konnte er aber bloß deren zahlenmäßige Bestimmung angeben. Was Schwerkraft (im Innersten) wirklich ist, wird mit diesen die Anziehung beschreibenden Zahlen, wie genau sie auch immer sein mögen, nicht gelöst.

„Die gegenseitige Anziehung, die die Mechanik des Himmels zwischen zwei beliebigen Teilen der Materie annimmt, ermöglicht es, alle Himmelsbewegungen der Rechnung zu unterwerfen, aber die eigentliche Ursache dieser Anziehung wird dadurch nicht bloßgelegt. Muß man in ihr eine grundlegende und unauflösbare Eigenschaft der Materie sehen? ... Schwierige Fragen, deren Lösung höchstens in der Zukunft erhalten werden kann! Diese Untersuchung ist aber auf jeden Fall Aufgabe des Philosophen und nicht des Physikers.“ (Duhem, S. 57)

Anziehung (per Schwerkraft), nochmals: jedes Teil wirkt grundsätzlich auf jedes andere Teil, jedes Teil zieht normalerweise jedes Teil an. Wie ist das möglich? Es ist möglich nur, indem die Teile sich gegenseitig wahrnehmen, „erkennen“. Dies ist also eine grundlegende Eigenschaft der Materie, daß kein Teil alleine, isoliert oder getrennt ist – sondern daß jedes Teil stets im Zusammenhang mit anderen betrachtet werden muß. Die Anziehung eines jeden Teiles gegenüber jedem anderen Teil beweist es.

Interessant ist auch Pierre Duhems (1861 – 1916) Hinweis, daß „diese Untersuchung ... aber auf jeden Fall Aufgabe des Philosophen und nicht des Physikers“ ist. Die Frage, wie oder warum jeder Gegenstand jeden anderen „erkennt“, mithin anzieht, obliegt demnach nicht dem Physiker Einstein, sondern jedwedem Philosophen.

Einsteins Erwägungen einer Krümmung des Raumes (welche er selbst übernommen hat und welche zweifellos richtig sind), und daraus folgernd, daß diese Raumkrümmung die Schwerkraft (Anziehung) bewirke, liegen für Duhem erklärungs halber in der Zukunft. Sind sie, die Einsteinschen Vorstel-

lungen, demnach überhaupt richtig? Wären sie korrekt, so würde sich folglich jegliche Anziehung per Raumkrümmung begründen.

Nun darf ich zur Erinnerung aber nochmals darauf hinweisen, daß die Raumkrümmung nur durch besonders schwere Körper in bemerkbarer Weise geleistet wird, etwa durch unsere Sonne (oder in weit geringerer Maße durch den Großplaneten Jupiter). Das Licht der hinter der Sonne gelegenen Sterne weicht auf Grund des gekrümmten Raumes geringfügig von seiner ursprünglichen Bahn ab. Selbige Krümmung ist aber, wie erwähnt, so gering, daß sie sich kaum nachweisen läßt.

Hingegen, wenn man hier, vor Ort, also auf Erden, bloß einen Stein losläßt, dann stürzt dieser – je nach Flugbahn – am Ende jäh und eindeutig in eine einzige Richtung, nämlich nach (und gegebenenfalls auch noch empfindlich auf unsere Füße, damit wir den Schwerkraft-Effekt nur ja nicht übersehen). Wenn wir Einstein folgen, so würde das indes verraten, wie stark die im Vergleich zur Sonne winzige Erde den Raum krümmt.

Entsprechend gilt aber: herrscht (Raum)Krümmung allüberall um uns herum, ohne daß wir von ihr auch nur das geringste bemerken? Selbst wenn man also den Spuren Einsteins (die Raum-Zeit-Krümmung liegt der Schwerkraft zugrunde) folgt, so muß es zu allermindest noch einen weiteren, und zwar ausschlaggebenden Faktor geben, welcher die Gravitation bewirkt oder erklärt.

Und zwar handelt es sich hier wieder um das „Erkennen“ eines jeden Körpers durch den andern (wie immer dies auch erfolgen möge). Und, daraus folgend, das Hinstreben eines jeden Objektes zu dem andern. Womit denn im übrigen auch die Einheit oder Einheitlichkeit der Welt und des Kosmos begründet wäre.

Das aber ist in der Tat, wie Duhem richtig angibt, eine den Horizont des Physikers übersteigende, genau genommen seelische, demnach philosophisch zu klärende Frage.

Interessant ist auch, was Isaac Newton, der die mechanischen Gesetze der schwerkraftmäßigen Anziehung korrekt aufstellte, hierzu dachte. Duhem zitiert aus Newtons 1687 erschienenem Hauptwerk „Philo-

sophiae naturalis principia mathematica“, in dem Newton unter anderem sein bereits 1666 gefundenes Gravitationsgesetz formulierte:

Newton also:

„Bis hierher habe ich die Erscheinungen, die der Himmel und unsere Meere aufweisen, auf Grund der Schwerkraft dargestellt, aber ich habe noch nicht die Ursache dieser Schwere angegeben. Sicherlich geht diese Kraft aus einer Ursache hervor, die bis ins Zentrum der Sonne und der Planeten dringt, ohne daß ihre Stärke vermindert würde. Sie betätigt sich nicht proportional zur Oberfläche des festen Teilchen, auf die sie ihre Wirkung ausübt, wie die gewöhnlichen mechanischen Ursachen, sondern proportional zu deren Volumen. Ihre Wirkung erstreckt sich nach allen Richtungen in riesige Entfernungen, wobei sie stets in umgekehrtem Verhältnis des Quadrats der Entfernung abnimmt. Die Schwere gegen die Sonne ist aus den verschiedenen Schwerkraften, die auf die einzelnen kleinen Teil-

chen der Sonne wirken, zusammengesetzt und sie nimmt bei Entfernung von der Sonne bis zur Bahn des Saturns, wie es die Unveränderlichkeit der Aphelien [Punkte der größten Sonnenferne] der Planeten zeigt, und bis zu den äußersten Aphelien der Kometen, wenn überhaupt diese Aphelien unveränderlich sind, im quadratischen Verhältnis des Abstandes ab. Aber bis jetzt habe ich aus den Erscheinungen den Grund dieser Eigenschaften der Schwere nicht ableiten können, und Hypothesen [unbewiesene Annahmen] mache ich nicht. ... Es genügt, daß diese Schwere wirklich existiert, daß sie gemäß den Gesetzen, die wir dargelegt haben, wirkt und allen Bewegungen der Himmelskörper und unseres Meeres entspricht.’, (Duhem, S. 58)



Heinrich Cornelius
genannt Agrippa von Nettesheim (1486–1535)

KRIEGSKUNST (Agrippa 9) Artikel

Gerd Maximovič

Nachfolgend zitiert wird:

„Agrippa von Nettesheim: Ungewißheit und Eitelkeit aller Künste und Wissenschaften.“ Brokatbook Verlag, Dresden, ohne Jahr (Druck: epubli)

„Agrippa von Nettesheim, Heinrich Cornelius, eigentlich Heinrich Cornelis, geboren Köln 14. September 1486, gestorben Grenoble oder Lyon 18. Februar 1535, deutscher Naturphilosoph und Okkultist. In seinem Werk ‘De occulta philosophia sive de magia’ (1533), trug

Agrippa die okkulten Lehren der Antike und des Mittelalters zusammen. Die Magie erscheint dabei als höchstes Ziel des menschlichen Geistes. Durch sein Eintreten für die Beschuldigten in verschiedenen Hexenprozessen und seine Kritik an Intoleranz und Tyrannei kirchlicher Würdenträger in Konflikt mit der Kirche geraten.“ (Meyers Großes Taschenlexikon)

Wie haben eigentlich die hohen Herren in früheren Zeiten (etwa auch um 1500) ihre Zeit zugebracht und vertrieben? Gewiß, in Salons beim Tanze, bei Festgelagen und anderen Vergnüglichkeiten (so mit Frauen), einmal von Kriegen ganz abgesehen. Doch da gab es ja auch noch ausgedehnte Wälder in Deutschland (sie sind insbesondere mit der Industrialisierung verschwunden). Es bietet sich also die Jagd an, will man sich seine Zeit vertreiben. Und wozu die Jagd? Diente sie nur dazu, den Wildbestand zu erhalten oder zu kontrollieren?

„Die Tyrannei hat von der Jägerei ihren Anfang, denn sie hat keine besseren Er-

finder haben können, als welche mit Marter und Totschlag der wilden Tiere, und mit Blutpfützen Gott und die Natur verachten gelernet haben. Doch haben die Könige in Persien die Jägerei, als ein scharfes Nachsinnen oder Vorübung zum Kriege zu gebrauchen, in Ehren gehalten; denn die jägerischen Streite und Kriege haben was Grausames an sich, indem die Jäger an den räuberischen Hunden, an den preisgegebenen wilden Tieren, am Blutvergießen und am Zerreißen der Kaldaunen ihre Lust büßen, und oftermals so einen schändlichen und harten Tod mit höchster Lust, als wann es nur ein Scherz wäre, anschauen. Der greuliche Weidmann lachet dazu und nimmet mit seinem Hundeheer und Jägernetzen den unglückseligen Raub, wie einen wahren Triumph, als wann er den größten Teil der Welt überwunden hätte, mit nach Hause...“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 283 f)

Und, mit Verlaub, nicht zu vergessen: alle diese hohen Herren, egal, welcher Instituti-

on sie angehörten, sie pflegten den Jagd-
brauch, nämlich:

„Heutiges Tages [um 1500] ist das ganze
Leben der Könige und Fürsten, ja, wel-
ches zu bejammern ist, der Äbte, Bi-
schöfe und anderen Geistlichen nichts
als Jägerei...“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 285)

So schickt sich die Geistlichkeit denn wohl
stets in ihre Zeit.

Auch zum Ackerbau, also der Landwirt-
schaft, ausgeübt von den Untertanen, fin-
det Agrippa scharfe, mahnende Worte. Wir
entnehmen unter anderem, wie sich da-
mals, um 1500, etliche Seuchen verbreite-
ten. Das ist das heute – bei etlichem Fort-
schritt – eigentlich aber auch nicht anders.
Zudem, sind Seuchen nicht ein Spiegelbild
der Gesellschaft, sprich: zwischenmenschli-
chen Verhaltens?

„Ist nicht auch die Luft mit Donner, Ha-
gel, Ungewitter uns entgegen? Deutet
uns nicht der Himmel selbst durch
pestilenzische Seuchen unsern Unter-
gang an? Ja es sind uns auch die Tiere,

gleich als wann sie es miteinander abgeredet hätten, zuwider, und der Mensch selber, wie das Sprichwort lautet, ist des andern Wolf, um und um uns herum sind unreine Geister, die uns zu aller Wollust anzureizen versuchen, und in ihr Garn zu bekommen trachten, da wir nichts als ewige Pein und ewige Marter zu hoffen haben.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 290)

Und was die „biologische Forschung“ von damals betrifft, ist das nicht ganz ähnlich wie heute? Daß der Mensch bezüglich anderer Lebewesen buchstäblich alles versucht, was er per Experiment je aus ihnen herausholen könnte? Arme Kreatur, die du ein Versuchstier sein solltest, damals wie heute! Nicht wahr, wie wenig sich die Dinge doch verändert haben. Da gewahren wir den Menschen, angeblich das Ebenbild Gottes, wie er gleichsam in Frankensteins Keller wütet.

„Aber gleichwohl hätte der Ackerbau bei diesem unserm elenden Zustande ein nicht geringes Lob, wann er in sei-

nen Grenzen geblieben wäre und uns nicht hätte lernen wollen, wie wir wunderliche Gewächse der Kräuter säen, und sonderlich fremde, und von ihrer Natur ganz abgesonderte Bäume pflanzen sollten; wie Pferde mit Eseln, Hunde mit Wölfen und andere wunderliche Tiere wider das Gesetze der Natur vermischt werden könnten. Auch welchen Tieren die Natur, der Himmel, das Meer und die Erde die Freiheit gegeben, die schließen wir ein in Vogelbauer, in Hälter, in Tiergarten und in andere Carcer und Behältnisse, ja wir blenden sie, schneiden ihnen gewisse Gliedmaßen ab und mästen sie in ihren dunkeln Löchern.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 290)

Damals wie heute werden edle, goldgesäumte Bauten und Kirchen errichtet. Oder man steckt alles Geld in Waffensysteme hinein. Geschieht dies alles aber hinter dem Rücken von Leuten, in welche man das Geld viel besser investieren könnte? Agrippa:

„Hierher gehören auch unsere stolzen und prächtig aufgebauten Kirchen und

Glockentürme, dadurch das geistliche Geld und Almosen verschwendet wird, dadurch viel Arme (Christi wahre Kirche und Gliedmaßen) inzwischen hungern, dürsten, frieren, krank sind und Not leiden müssen, welches viel besser wäre, daß diese unterhalten würden.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 94 f)

Soll man alles heutige Geld in die vielen Armen der Erde stecken (statt beispielsweise in die Raumfahrt)? Antwort: in der Vergangenheit wurde die Erde nicht nur einmal durch den Einschlag eines Kometen oder Asteroiden erschüttert. Dies wird wieder geschehen. Es ist denkbar, daß ein solch großer Brocken auftrifft, daß die Menschheit insgesamt zugrunde gehe. Dann gehen auch die Armen zugrunde, die man retten wollte, indem man das für die Weltraumtechnik erforderliche Geld in sie steckte. Also: die Weltraumfahrt und entsprechende Forschung ist (zum Wohle und der Sicherheit der gesamten Menschheit) unerläßlich. Aber selbstverständlich darf man einen Teil des entsprechenden gewaltigen Budgets auch für die Armen abzwei-

gen (nach Maßgabe: daß dieselben fähig sein sollen, selber zu arbeiten und sich selbständig zu erhalten).

Baukunst ja, aber nochmals Agrippa: was ist es denn, was da gebaut wurde (und heute gebaut wird)? Kriegsfestungen etwa oder Schiffe, welche den Piraten dienten, das wurde damals gebaut, nicht wahr. Und heute? Unter anderem diese Dinge, aber auch Bunker, vor denen sich welche vor den Folgen einer atomaren Weltkriegs-Katastrophe zu schützen suchen:

„Aber was auch oftmals für Schaden und Verderbnis diese Kunst [die Baukunst] dem Menschen zuwege gebracht hat, das weisen die feindlichen Schlösser und Kriegsfestungen aus, und geben uns die Steinhäufen genugsam Zeugnis, und das nicht allein auf der platten Erde, sondern wir sehens auch, daß sie Schiffe wie Schlösser und Läger gebauet haben, mit welchen sie wie Piraten nicht allein auf dem gefährlichen Meere schiffen, sondern auch gar darauf wohnen; und ob wir schon von Natur selbst in tausenderlei Gefahr auf dem

Meere eingewickelt sind, so bringen sie uns doch durch dieses Schiffe in viel größere Gefahr, indem man eben auf dem Meere so stiehlt, raubet und Krieg führet, wie auf der festen Erde.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 95)

Und im Weltraum, möchte man hinzufügen.

Was bedeutet Krieg, was, in der Vorbereitung, ist sein Verfahren, damals wie heute?

„Diese Kunst [Kriegskunst] weiset uns auch, wie eine Schiffsarmade aufzurichten, Schlösser und Lager aufzubauen, zu befestigen wie Wälle und Basteien aufzuführen, Schanzen zusammenzufügen, Gräben auszufüllen, Minen zu verfertigen, Mauern zu brechen, gute Waffen zu wählen, heimliche Gänge und Ausfälle anzurichten, wie die Zufuhr hereinzubringen, wie man sich gewisser Krieges-Stratagematum und -Listen gebrauchen soll; ferner lehret sie uns Städte zu belagern, die Geschütze recht zu gebrauchen, Mauren und Türme zu

durchbohren, Städte und Dörfer anzuzünden und zu verwüsten, Kirchen und Schulen zu berauben, Land und Leute zu vernichten, Gesetze mit Füßen zu treten, ehrliche Matronen, Witwen und Jungfern zu schänden und zu entführen, Bürger auszuplündern, zu martern, einzukerkern und ums Leben zu bringen.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 293)

Totschläger und Straßenräuber werden, jedenfalls nach Auffassung von Agrippa herangezüchtet:

„In Summa, diese ganze Disziplin [der Kriegskunst] ist nur zum Schaden des menschlichen Geschlechts erfunden, und hat keinen andern Zweck und Endursache, als daß sie tüchtige Verheerer der Städte und berühmte Mentschentotschläger ausbrüte, und aus Menschen wilde Bestien mache; daher ist der Krieg nichts anders, als vieler Leute Räuberei und Morderei und die Soldaten nichts anders, als des gemeinen Wesens Verderber, besoldete Totschläger und Straßenräuber.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 293)

Und wie steht die Kirche zu dieser „Kunst des Krieges“?

„... ja die Kriegskunst hat endlich, ohnerachtet Christus selbst widersprochen, einen nicht geringen Grad in der Kirche erhalten; da sind so viel Sekten und Orden heiliger Soldaten und Streiter entstanden, deren Religion und Andacht doch in nichts anders als Blutvergießen, in Mord und Totschlag und in Raube und Piraterie bestanden, aber alles ist mit dem Deckmantel der Religion bemäntelt, und als wann es zur Ehre Gottes, zu Verherrlichung der Kirche und des christlichen Glaubens abgesehen wäre, vorgewendet worden; gleich als wann Christus sein Evangelium nicht durch Lehren und Predigten, sondern durch Gewalt und Waffen, nicht durch Reue und Martyrium, sondern durch Drohungen, Krieg, Mord und Totschlag hätte wollen bekannt machen.“
(Agrippa: Eitelkeit, S. 294)

Dabei heißt „Religion“ doch: „religere“, also mit Gott verbinden. Indes man beachte, Krieg und Titel derer, die ihn führen:

„Aber die Gradus und Titul dieser Kriegsdisziplin sind nicht der Baccalaureus oder der Magister oder Doktor. Auch werden heutzutage [um 1500] nicht alle Soldaten Imperatoren genennet, Generalpersonen, Grafen, Freiherren, Ritter, Kapitäns, Hauptleute, Fähnriche oder wie dergleichen Titul sonst heißen, die aus Ehrgeiz und Unrecht entstanden sind; nein, die richtigen Namen wären: Räuber, Einbrecher, Entführer, Banditen, Diebe, Tempelschänder, Klopffechter, Frauenschänder, Kuppler, Hurer, Ehebrecher, Verräter, Staatskassenräuber, Viehdiebe, Spieler, Lästerer, Giftmischer, Vaternörder, Mordbrenner, Seeräuber, Tyrannen und ich weiß nicht was mehr.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 295)

Ist ein Ende der „Kriegskunst“ abzusehen? Wohl eher nicht, denn das Streben nach fremdem Besitztum und nach Erhöhung der

eigenen Macht, es hört, so scheint es, niemals auf:

„Denn, weil die Endursache des Krieges die Viktorie oder der Sieg ist, so kann niemand ein Überwinder sein, er muß denn ein Totschläger sein, und niemand ist überwunden, wann er nicht jämmerlich ist getötet worden.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 296)

Endlich, nochmals, wofür führt man eigentlich seine Kriege? Man kämpft für Gewinn und Beute:

„Wer totschlägt, der ist im Unrecht, wengleich der Krieg gerecht sein solle; denn nicht wegen der Gerechtigkeit des Krieges, sondern um des Gewinnes und der Beute willen dienen diese Mörder gegen die, die sie bösllich umbringen. An denen aber, die rechtmäßig umgekommen sind, haben ihre Totschläger das Amt von Henkern geübt und so ihren Adel wohl verdient. Denn wenn die Gesetze sonst scharf vorgehen gegen Diebe, Brandstifter, Räuber, Mörder und

Banditen, so werden diese, wenn sie sich Soldaten nennen dürfen, geadelt und hoch geehrt.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 296)

Letzte Frage, wie steht es insofern heute? Ist der Krieg – mit dem angeblichen Sieg der Vernunft durch die Aufklärung – abgeschafft und überwunden? Mitnichten, heute sind wir auch auf diesem Gebiete bloß deutlich einen wesentlichen Schritt weiter – sprich: Atomkrieg, nukleares Desaster.

Weit haben wir's gebracht!

Jetzt, hier und heute, sind wir imstande, die ganze Menschheit (einschließlich dessen, was da krecht und fleucht) gleich mehrmals auszulöschen. Was für ein „Fortschritt“!